# Gedichte

von

Hermann Kurz.

# Gedichte

von

Hermann Kurz.

Stuttgart,
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1836.

G.H.BIBL. WEIMAR.

## Herbstgebet.

Geist des Schaffens, Lebenquellender!
Hier, wo hoffnungschwellend die Traube
Dem herrlichsten Loos entgegenreift,
Zuerst in bescheidener Andacht
Der höhern, gewaltigen Sonne Kuß empfängt,
Dann schwanger von eingeglühtem Leben
Im Dunkel, in freier Seligkeit
Den Keim ernährt, und wann die Stunde ruft,
An's Licht ihn gebiert, den göttlichen Quell,
Von welchem Tausende schöpfen, trinken, leben —
Geist des Schaffens, Lebenquellender!
Hier will ich in stiller Frömmigkeit
Dein gedenken und knie'n:
Ich habe nichts, nur was Du willst geben,
Ist mein! Mein ist nur Demuth,
Die empfangende. — Zünd' in meinem Herzen
Deines Lebens ein Licht!

## Scheideweg.

„Bleibe hier und nähr' Dich redlich,
Leg' den Wanderſtab zur Seiten:
Sieh' die fetten Korngefilde,
Mühlen dort, die Brot bereiten.“ —

Laß! mich treibt es nur nach Thule,
Muß den goldnen Becher fiſchen,
Und mit einem klaren Trunke
Meine heiße Seel' erfriſchen.

## Einem Beſorgten.

Trüben Worten, zwar klangvollen,
Die zurecht mich weiſen wollen,
Die aus ſpitzer Feder ſprießen,
Sich in ſchwarzer Flut ergießen,

Soll ich Red' und Antwort geben?
Hart verklagt um Seel' und Leben,
Zugerechnet den Verlornen,
Ja dem böſen Feind verſchwornen?

Liebes Kind, laß ſolche Fehden:
Rede mir von Deinem Eden,
Von des Mittags Brand und Schwüle,
Von des Abends duftiger Kühle.

Denn Du wohnſt in heitern Gauen,
Ruhig breiten ſich die Auen,
Berge, waldbewachſ'ne Brüder,
Schau'n gedankenvoll hernieder.

Und durch Duft und Nebel ferne,
Ueber einem irren Sterne,
Zittert Dir mein Bild herüber,
Nur ein Schein, ein bleicher, trüber.

Denn ob dieſer Stadt der Künſte
Hängt der Himmel voller Dünſte,
Läßt ein Zerrbild Dir zum Grauen
Wie aus ſchiefem Spiegel ſchauen.

Doch zu treu lebendigem Schaffen
Werden Engel mich entraffen
Und auf kühler Berge Ketten
Lächelnd mich hinüberretten.

Laß das Warnen, laß das Sorgen:
Mir auch thaut ein geiſtiger Morgen,
Und das heilige Meer von Thule
Braust nicht neben einem Pfuhle.

## Tagesanbruch.

Oft in des Morgens klarer Friſche,
Wann kräftig flammt der Seele Licht,
Naht plötzlich mir ein Bild, womit ich Tag und Licht
Auf einen Augenblick verwiſche.

Ich ſeh mich ſelber, fern und doch wie nah,
Dahingeſtreckt, wie ich den Vater ſah,
Die Lippen ſtumm, die Augen eingedrückt,
Des Herzens Schlag gebrochen und erſtickt,
Und folge mit dem Blick dem feierlichen Zug,
Der auch die Vor'gen ſo hinuntertrug.

Zerfließe, Traumgebild! und Luft und Morgenſchein,
Umfittigt mich mit ſichern Lebensmahlen!
Die Seele badet doppelt froh ſich rein
So in des Geiſtes, wie der Sonne Strahlen.

Und haben ſie mich eingeſcharrt,
Dann, theures Wort, in Dir ſey meine Gegenwart!
Herüber ſei die Geiſterhand gereicht
Dem der, wie ich jetzt, durch die Berge ſtreicht,
Und in den Morgen, der ſo labend haucht,
Sein Leben taucht.

## Verfehlte Loose.

1.

In ſolchen kalten Wintertagen,
Wo Flocken an die Fenſter ſchlagen,
Wo bei den dämmerigen Kerzen
Die eiſigkühlen Nachbarherzen
Noch tiefer ſich in Froſt verkleiden, —
O daß doch durch die ſtillen Haiden
Ein ferner Hufſchlag niedertönte,
Und mir der Gaſt, der vielerſehnte,
Der unbenannte, ungekannte,
Für den mein Herz ſtets dunkel brannte,
Am Thor vertrauend wollte klopfen,
Und aus dem Mantel, voll von Tropfen,
Mir eines Freundes Hände reichen,
Er dürfte nimmermehr entweichen,
Mir nimmer in die Nacht zurück.

2.

Aus dieſem engen, armen Zimmer
Von meiner Lampe trübem Schimmer,
Mit meinem Denken, meinem Dichten,
Das einſam ſelbſt ſich muß vernichten,
Mich in die Nacht hinauszuwagen,
In Sturm und Finſterniß zu jagen,
Entgegen einem hellen Schloſſe,
Auf wohlerprobtem, tapfrem Roſſe
Durch alle Nachtgeſpenſter trabend —
Wär's mir zu ſolchem lichten Abend
Vergönnt mit Schätzen anzukommen,
Dem edlen Gaſtfreund hoch willkommen,
Zu löſen alle Seelenbande
In geiſtig glüh'nder Reden Brande,
In Freundſchaft, Liedern und Muſik!

3.

Der Dichter:

O Menſchenherz, o Menſchenſehnen!
Wo wird ſich eine Straße dehnen,
Die euch zum Ziele führen könnte?
Die zwei geſchied'nen Freundesſeelen,
Wenn ſie ſich ungeſeh'n erwählen,
Ein ſolch' Zuſammentreffen gönnte? —
Drum, kann's nicht werden zur Geſchichte,
So will ich's ſchildern im Gedichte,
So hohes, dichtenswerthes Glück.

## Unſere Zeit.

O viel beſtrittenes Jahrhundert,
Geſcholten ſehr, noch mehr bewundert!
Mit Grauen ſeh' ich auf dein Loos:
Ein Wurm hat nagend dich erfaſſet,
Der alles friſche Leben haſſet
Und den du nährſt in deinem Schooß.

Ein großer Bund iſt allwärts zünftig,
Darin ſich jeder nennt vernünftig
Und ſchwört zu halten auf Vernunft;
Und dieß Komplott nenn' ich gefährlich,
Auch wird es um ſich greifen jährlich
Bis zu des Herren Wiederkunft.

Die ſei'n als Feinde der Bewegung,
Arbeiter an der Weltgrablegung,
Den hohen Richtern denuncirt!
Und weh! nun iſt in dieſen Orden
Auch Amor aufgenommen worden,
Und hat die Logik wohl ſtudirt.

Der kleine Gott, der vordem blinde,
Hat nun zerriſſen ſeine Binde
Und ſich das Träumen abgethan:
Jetzt iſt er blind mit ſeh'nden Augen
Und kann zum Seher nicht mehr taugen,
Seit er nicht ſeh'n die Heimath kann.

Die Heimath! wo er einſt Iſolden
Und Triſtan, wo er ach! die holden,
Die Königskinder eingeh'n ließ: —
Sie iſt vergeſſen und verloren
Und ſelbſt die Thränen ſind gefroren
Um das verlorne Paradies.

## Gemeinſchaft.

An —.

Du haſt ein treu Gemüthe
Und gönnſt mir manche Blüthe,
Verzeihſt mir manchen Traum,
Und dennoch — deine Sterne
Sie ſtreifen nur von ferne
An meiner Sphäre Saum.
Wohl gar durch Spiel und Träume
Schiltſt du daß ich verſäume
Des Lebens vielbedrohten Baum.

Des Baumes treuer Schirmer
Vernichteſt du die Würmer
Mit ſtets bereiter Hand,
Die Raupen und die Schaben
Sie müſſen fleißig traben
Vor deines Pulvers Brand: —
Nur laß im Gipfel ſitzen
Als Vogel mich, durch Ritzen
Ausſpähen in's gelobte Land.

## Todesurtheil.

Wenn die breiten Gaſſen
Dieſes Lebens dir
Keinen Fußbreit laſſen
Eigenes Revier:

Wenn du, kaum zur Gnüge
Löhnung zu empfahn,
Schweigen mußt zur Lüge,
Dienen mußt dem Wahn;

Wenn die Füße wanken,
Oft die Augen blind,
Ja wenn die Gedanken
Selber treulos ſind:

Wenn oft in dem Buſen
Jedes Wort verſtummt,
Wenn ſich auch der Muſen
Angeſicht vermummt:

Wenn die treuſten Seelen
Ferne von Dir ſtehn,
Deinen Sinn verfehlen,
Deine Meinung ſchmäh'n: —

Alles dieß ſind ſchwarze
Kugeln zum Gericht,
Wo die düſt're Parze
Dir das Urtheil ſpricht.

## Sommerreiſe.

Vor Kurzem zog ich dieſe Bahn
In kalter Winterzeit:
Da ſah der Tag mich farblos an,
Die Gegend war verſchneit.

Mühſelig ſchleppt' ein mattes Roß
Mich durch den dünnen Schnee,
Und ſelbſt im warmen Mantelſchooß
That mir die Kälte weh.

Auch meines Herzens inn're Flur,
Ein Lenz einſt blüthenweiß,
War eine Winterlandſchaft nur,
Erſtarrt in Schnee und Eis. —

Wie iſt die Welt heut umgetauſcht!
Sie wogt in Blüt' und Duft!
Der Sänger ihrer Pracht durchrauſcht
Der Vögel Chor die Luft.

Die Pappeln neigen freundlich ſich,
Die an der Straße ſtehn;
Jüngſt waren ſie ſo kümmerlich,
Verdorrt und ſtarr zu ſeh'n.

Ob heiß der Sonnenſtrahl auch fällt
Aus ſeinem blauen Haus,
So kocht er in der ganzen Welt
Jetzt Wein und Lieder aus.

Nimm auf, tiefſchwarzer Tannenwald,
Den Wand'rer in dein Kühl:
Erquickt von dir gelang' ich bald
Zum nahen lieben Ziel.

Schon winkt das Dörflein ſo vertraut
Dort dem willkommnen Gaſt,
Und — Herz mein Herz, nun freu' dich laut,
Daß du noch Leben haſt!

## Im Weinberg.

### 1834.

---

Die du grünſt um meine Klauſe,
Junge hoffnungsvolle Rebe!
Da ich in der Jugend brauſe,
Selbſt noch in der Hoffnung lebe:

Iſt es ſtets mein feſter Glaube,
Daß wir beiden liebevollen,
Ich und deine zarte Traube,
Blutsverwandte werden ſollen.

Darum laſſ' uns an der Flamme
Dieſes Sommers wachſen, glühen,
Wie Milchbrüder aus der Amme
Ein verbundnes Leben ziehen.

Mit durchglühten Lebensſäften
Reifen wir zum Herbſt allmählig,
Im Gefühl von hohen Kräften
Schmerzensvoll und thränenſelig.

Endlich welken Schmerz und Wonne,
Fällt das grüne Laub der Reben,
Flieht die heiße Sommerſonne
Und der Jugend friſches Leben.

Junger Wein! zu deiner Würde
Wirſt getreten und geſchlagen,
Und auch ich muß meine Bürde,
Erd' und Himmel muß ich tragen. —

Wann im gährenden Bewegen
Sich geläutert jede Welle,
Fließen wir dem Ziel entgegen,
Ruhig, rein und ſpiegelhelle.

Nachts wann leiſe niederflammen
Nur des Himmels ferne Lichter,
Blüh'n und duften wir zuſammen,
Und du ſegneſt deinen Dichter.

## Das Dampfbad.

Wie lieblich, im Lager von ſchimmernden Kieſeln
Zu lauſchen der Wellen melodiſchem Rieſeln,
Hinein, wo dem Fuße der Boden verſchwindet,
Das Auge nur grünliche Dämmerung findet,
Sich kühnlich zu wagen, die Wellen zu theilen,
Und Schwanen gleich über der Tiefe zu weilen,
Hinab zum verborgenen Grunde zu ſchießen,
Geheimnißvoll gleitende Fiſche zu grüßen,
Dann wieder im Lager ſo ſonnig und warm
Zu ruh'n der Najade halbträumend im Arm,
Und ihre langwallenden Locken zu fühlen
In Ringeln den klopfenden Buſen umwühlen!

Doch hier hat der Menſch ſich ein Andres erſonnen:
Durch Feuer erſetzt er die Wärme der Sonnen,
Du ruhſt nicht ummurmelt im plätſchernden Bade,
Nicht an ſchwellenden Brüſten der feuchten Najade;
Du biſt von unſichtbaren Armen umfangen,
Wie von Geiſtergewalt, wie von ringelnden
Schlangen,

Unfühlbar berührt biſt du, luſtig umſprudelt
Vom Dampf, der dem brauſenden Waſſer entbrudelt.
Vorm Angeſicht flutet ein neblichter Flor,
Vom Ziſchen und Brauſen betäubt iſt das Ohr,
Heiß qualmen die Nebel, das Aug' iſt bedrängt,
Die Bruſt bis zum Stocken des Athems beengt.
Jetzt drängt ſich herunter ein kühlender Quell,
Der Buſen wird ledig, das Auge wird hell;
Mit lieblichem Schauder durchzuckt er die Glieder,
Die zitternden Muskeln, ſie ſpannen ſich wieder,
Es dränget der Leib ſich ihm ſchmachtend entgegen,
Und löſchet die Glut im erquickenden Regen.
Dann bieteſt du wieder den Dämpfen die Spitze
Und duldeſt auf Stufen die wachſende Hitze,
Bis endlich beſiegt von den leckenden Gluten
Die Glieder ſich löſen in ſtrömende Fluten.
Dem Auge, von feuriger Drangſal bedroht,
Scheint alles durchſchimmert mit purpurnem
Roth; —
Doch gleichwie der Bühne gewaltigſter Meiſter
Mit brennenden Schmerzen verſenget die Geiſter,
Dämoniſch befliſſen, das zuckende Leben
Auf glühende Opferaltäre zu heben,
Um plötzlich, wenn ganz es der Schmerz nun bezwingt,
Ein einziger Schrei der Verzweiflung verſchlingt,
In kalte Gewäſſer es unterzutauchen,
Erfriſchende Luft in die Schwüle zu hauchen,

Und Jammer und Noth mit verwegenen Späſſen
Behend zu entfeſſeln und kühl zu durchnäſſen: —
So reißt dich auf einmal aus Glut und aus Angſt,
In der du mit jagenden Pulſen erbangſt,
Der Regen von oben, er ſcheint dich im Nacken
Feindſelig mit eiſigem Schrecken zu packen,
Bald aber, im Haupt und im Buſen erfriſcht,
Empfindeſt du froh wie die Glut ihm erliſcht,
Es dehnen die Glieder ſich mächtig empor,
Du fühlſt dich geſchmeidig wie nimmer zuvor,
Und gehſt, durch des Feuers und Waſſers Gewalten
So rein wie die Tabula rasa der Alten.

Ein anderes Zimmer erwartet dich nun,
Wo Polſter und Kiſſen dich laden zum Ruhn;
Da mußt du, ermattet vom Wechſel der Nerven,
Bequem auf das freundliche Lager dich werfen,
Und harren, bis Kräfte geſammelt auf's Neu
Des bebenden Leibes zerbrechlich Gebäu.
Halbſchlummernd nun magſt du die Schläge belauſchen,
Die ſterbend allmählig die Adern durchrauſchen;
Dumpf tönen ſie, wie ein entferntes Geläute,
Das klagend dem Tode vertraut ſeine Beute,
Und, um zu vollenden den ſchaurigen Schein,
Grabtücher verhüllen dein müdes Gebein.

So träume von einer verborgenen Stätte,
Worin du wirst finden ein kummerlos Bette,
So träume von einem umfriedeten Hafen,
Worin du nach Stürmen, nach Wettern magst schlafen,
Wo kaum noch ein' anderer Ton dich mag stören,
Als die Wellen des Lebens verklingen zu hören:
Wie der sterbende Kaiser, in Traumes-Ermattung,
Genieße das Schauspiel der eignen Bestattung.
Doch fordert das Leben zuletzt seine Rechte,
Die Waffen sie ruh'n erst nach heißem Gefechte:
Sei ruhig: denn jeden im ird'schen Gewühl,
Ob willig, ob sträubend, erwartet sein Ziel. —

Jetzt auf und hinaus in's bewegliche Leben!
Der Kühle des Tags bist du wieder gegeben:
Vorbei geh'n die Menschen, nach Lust und nach Pflicht,
Und was du erfahren, das kümmert sie nicht.

## Herbſtveilchen.

Ein Freund hat einen Garten
Drin Blumen ſelt'ner Arten
Das ganze Jahr durch glüh'n:
Er weiß ſie wohl zu ſetzen
Zum Heil und zum Ergötzen
Mit künſtlichem Bemüh'n. —
Aus dieſen ſchönen Räumen
Ließ jüngſt in ſtillem Träumen
Natur ein lieblich Wunder blüh'n.

Dort ſahſt du wie, beim Wüthen
Des Herbſtes, Veilchen blühten,
Friſch wie im frühen März,
In rauhem Windesrauſchen
Sahſt du ſie freundlich lauſchen,
Gekehrt halb niederwärts.
Und nicht der Kunſt gelungen,
Von ſelber vorgedrungen,
Zum Sinnen mahnen ſie das Herz.

Wie? koet Natur im Leide
Noch mit dem Brautgeſchmeide,
Eh jeder Schmuck entweicht,
Eh Winterſtürme hadern
Und ſich durch alle Adern
Der Tod erkältend ſchleicht,
Daß an des Schaffens Grenze
In einem Traum vom Lenze
Süßlächelnd ihre Wange bleicht?

So träumt ein Greis im Sterben:
Die Wangen ſich entfärben,
Die Wimper ſchließend fällt,
Doch zeugt ein ſelig Lächeln
Daß ihn Zephyre fächeln
Aus einer ſchönern Welt,
Daß ſeiner Seele Saiten
Ein Klang der Jugendzeiten,
Ein Ton der erſten Liebe ſchwellt.

## Ein Gemälde.

Es zucken die Blitze, der Donner kracht,
Und unten im Felde da braust die Schlacht.

Es wird nicht vernommen des Himmels Wort,
Der Kampf tobt wilder und wilder fort.

Mit dem Abend verstummet das Schlachtgebraus,
Und die letzten Donner auch rollen aus.

Durch Gewölke die Abendsonne bricht,
Bestrahlt das Gefilde mit rothem Licht.

Sie liegen so brüderlich, Freund und Feind,
Und scheidend auf sie die Sonne scheint.

Die Nacht von den Bergen sich senkt herab,
Und deckt mit dem Mantel das weite Grab.

## Flucht.

Leg' ab dieß Geſchmeide,
Es macht dir nur Schmerz;
Den Prunkſaal vermeide
Und komm an mein Herz!
Die Welt iſt verloren,
Sie kennt nicht ihr Heil,
Und wir, neugeboren,
Verlaſſen ihr Theil.

Nach India's Ferne
O laſſ' uns entflieh'n!
Mit uns ſind die Sterne,
Wohin wir auch zieh'n.
Vom Ganges wir trinken
Die heilige Flut,
Und die Palmen ſie winken
So kühl in der Glut.

Ein muthiger Krieger,
Sie müſſen mich ſcheu'n,
Verfolg' ich die Tiger
Und ſchlage die Leu'n.
Von Abend zu Morgen
Wie ſelig geſellt!
Wir ſchaffen verborgen
Die blühendſte Welt.

## Trinklied im Frühling.

(Nach einer italieniſchen Melodie.)

Der Himmel lacht und heit're Lüfte ſpielen,
Der Frühling kehrt zurück in ſeiner goldnen Pracht;
Mit lautem Jubelſang wird hier im Kühlen
Der ſchönen Zeit ein volles Glas gebracht.
Die Treu' verklärt die fröhlichen Geſichter,
Die Freude thronet hier in ihrem Königshaus,
Die Lieb' entflammt die hellen Frühlingslichter
Und ſpannt den blauen Bogen drüber aus.

In rother Glut die Goldpokale funkeln,
Die Sonne ſchaut mit Luſt nach ihrem Kind, dem Wein,
Und Geiſtertöne klingen durch die dunkeln
Gewölbe dieſer Blütenbäume drein:
O ſeht die Schaar der kleinen Geiſter lauſchen,
Die in der Tiefe ſich mit holdem Feuer tränkt!
Wo ihres Meeres wildſte Fluten rauſchen,
Da ſei die ganze Seele drein verſenkt!

Der Strom des Lebens mag hinunter quellen,
Wenn nur die Trauben ſtets an ſeinem Ufer glüh'n,
Und ſüße Augen auf die dunkeln Wellen
Verklärend ihre Sonnenblicke ſprüh'n:
Drum wenn am Himmel heit're Lüfte ſpielen,
Der Frühling wiederkehrt in ſeiner goldnen Pracht,
Wird unter hellem Jubelſang im Kühlen
Der ſchönen Zeit ein volles Glas gebracht.

## Nachtreiſe.

(Nach einer portugieſiſchen Melodie.)

Das Mondlicht ſcheint in Fülle
Mit der Geſtirne Glaſt:
Wir gehen froh und ſtille
Und halten uns umfaßt.
Und von der Nacht Gewande
Strömt mächtig über die Lande
Und löſet alle Bande
Der Thau der ſüßen Raſt.

O Zauber ohne Ende!
So göttlich biſt du nicht,
Als wenn mein Lieb die Hände
Mir um den Nacken flicht.
Von jener goldnen Ferne
Wend' ich die Augen gerne —
Mir leuchten nur zwei Sterne,
Und doch mit hell'rem Licht.

# Die Glocken der Vaterſtadt.

## Lied eines Wanderers.

(Zu Zelter's Mel. Au bord d'une Fontaine.)

Dort ruht im Abendſtrahle
Die Stadt, die mich gebar,
Es klingen aus dem Thale
Die Glocken rein und klar.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

Es ſind die alten Glocken,
Die ich als Kind vernahm,
Und treu dem frommen Locken
Zur heil'gen Stätte kam.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

Und als die meinen ſchieden,
That dieſer Glocken Mund
Zur Ruh, zum ew'gen Frieden
Den ernſten Segen kund.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

Drauf ſprach zu einem andern
Mein Lieb der Treue Wort:
Da riefen mich auf's Wandern
Die Hochzeitglocken fort.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

Zuweilen, eine Beute
Von See und wüſtem Sturm,
Vernahm ich das Geläute
Von meinem heim'ſchen Thurm.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

Und nun, zurückgekommen,
Wie iſt das Herz mir bang!
Niemand heißt mich willkommen
Als euer ernſter Klang.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

## Nachtgeſang.

(Nach einer iriſchen Melodie.)

---

Wir feiern Dich, ſanfte Nacht!
Schreitend voll heil'ger Pracht
Wall' über Berg und Thal
Mit deiner Lampe Strahl.
Gieb ſüßen Frieden ſtillem Schlummer,
Schenk' lindernd Oel bethräntem Kummer:
Wer da wacht ohne Ruh,
Schließ' ihm die Augen zu.

Doch der nach den Wolken ſtarrt,
Ruhelos weint und harrt,
Einſamer Liebe Schmerz
Leg' an dein Mutterherz.
Führ' ihn auf deinem dunklen Flügel
Um deine kühlbethauten Hügel,
Trag' ihn am Wolkenſaum
Aufwärts zum Sternenraum.

---

## Herr Peter.

(Nach einer iriſchen Melodie.)

Herr Peter, es thut mir gewißlich ſehr leid,
Daß ich Ihnen nicht geben kann beſſern Beſcheid.
Sie laden bei mir zum Mittagmahl ſich ein,
Doch ich lebe gewöhnlich von Liedern und Wein.
Doch mein Nachbar zur Linken hat jederlei Vieh,
Käs und Schinken bekommen Sie da ſpät und früh.
Herr Peter, es thut mir gewißlich ſehr leid,
Daß ich Ihnen nicht geben kann beſſern Beſcheid.

Herr Peter, fürwahr es zerbricht mir das Herz,
Daß ich nimmer befriedigen kann Ihren Schmerz!
Nach dem Eſſen da wünſchten Sie wohl einen Ritt,
Doch mein Pferd das hat Flügel und geht nicht gern Schritt.
Doch beim Nachbar zur Rechten iſt eins, fromm und treu,
Das wirft Sie nicht ab, es frißt Stroh nur und Heu.
Herr Peter, fürwahr es zerbricht mir das Herz,
Daß ich nimmer befriedigen kann Ihren Schmerz.

Herr Peter, Sie machen ein langes Geſicht,
Und vermuthlich zuſammen das taugen wir nicht.
Sie möchten ein Bett dann, doch ich ruhe blos
Unter'm Elfengebüſch, in Titania's Schooß.
Gern nähm' ich Sie mit, — doch die Fürſtin iſt ernſt,
Und hat leider gewiſſe Kapricen *) verlernt.
Herr Peter, Sie machen ein böſes Geſicht,
Und zuſammen, ſo ſcheint es mir, taugen wir nicht.
Herr Peter, Sie machen ein böſes Paar Augen,
Und es däucht mich, wir würden zuſammen nicht
taugen.

*) Sommernachtstraum, IV, 1.

## Serenade.

(Nach einer ſicilischen Melodie.)

---

Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du, meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen!
Den Gram zu bethören,
Mit bebendem Ton
O laß mich beſchwören
Den zaubriſchen Mohn!
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du, meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen!

Thränen ſchon ſtocken,
Umſchleiert die Wimper fällt,
Selig zur ſchönſten Welt
Träume dich locken.

Von Noth und von Kummer,
Vom Tage ſo grau
Entführt dich der Schlummer
Zur ſonnigen Au.
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du, meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen.

Grünende Traube
Rankend zur Wölbung ſchwoll,
Duftiger Blüten voll
Baut ſich die Laube.
Die Sorgen zerfließen
Im murmelnden Bach,
Und Wolken umſchließen
Das glückliche Dach.
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel:
Du, meiner Augen Ziel,
Laß dein Herz lauſchen.

## Märznacht.

März, des Frühlings träumeriſcher Erſtling,
War bei Nacht gekommen, leiſe rauſchend,
Zarte Tropfen ſchüttelnd von den Flügeln;
Und ich ſtand, den holden Gaſt zu grüßen,
Spät am Fenſter noch mit meinem Liebchen.
Leicht auf meiner Schulter lag ihr Köpfchen,
Um die Hüfte war ihr Arm geſchlungen,
Und ſo ſchaute ſie mit mir durch's Fenſter
In den Garten, der vom Mond erhellt war.
Draußen aber tropft' es klopfend nieder,
Und im Laub, das ſchon den Bäumen grünte,
Lag es blinkend wie erſchloſſ'ne Augen;
Nun auf einmal regen ſich die Blätter,
Los' und leiſe ſchlägt es an die Scheiben,
Und behende will das Liebchen öffnen;
Doch ich hielt den runden Arm zurücke,
Zog ihn an den Mund und küſſend ſagt' ich:
Nur Geduld, du kleine ſüße Neugier!
Streng verboten iſt's hinaus zu ſchauen;
Weißt du nicht daß jetzt das ſtille Völkchen
Lauſchend geht an die verborgne Arbeit?

Frühlingsgeiſterchen, die zarten Elfen,
Sind die ganze Nacht hindurch befliſſen,
Aus den Bäumen Laub herauszuſpinnen
Und dazu die Fingerchen zu netzen
In dem Regen, der ſo warm herabrinnt.
Weiter noch verſtehn ſie aus dem Laube
Junge Blüten auszuzupfen, künſtlich
Sie zu färben mit der Sterne Silber,
Gold des Mondes und dem Blau des Himmels.
Denn zwei Feſte gibt es in dem Jahre,
Die erblühn für uns und für die Kinder,
Erſt die Weihnacht, wo die Engel ſchaffen
Und der ſchönen Gaben viel beſcheeren,
Spiel den Kindern, uns des Schauens Freude:
Dann das Frühjahr, welches iſt den Elfen
Anvertraut zum heimlich nächt'gen Dienſte. —
Warte, morgen früh wird die Beſcheerung
Uns im Lichte keck entgegenſtrahlen,
Und die Elfen ſitzen dann im Laube,
Blinzen aus dem Thaue nur verſtohlen
Und erfreu'n ſich unſrer Ueberraſchung.
Darum ſoll ſie Niemand jetzt belauſchen,
Denn ihr Lohn iſt daß wir uns verwundern.
Und wenn du das Fenſter würdeſt öffnen,
Schwebten ſie verdrießlich fort und ließen
Ach! den armen März mit dem ſie kamen,
Hülflos draußen in den Bäumen hangen.

Und der Frühling, der ſo früh iſt heuer,
Würde dann durch deine Schuld verſpätet.
Sag, mein Leben! haſt du mich verſtanden?

Liebchen ſah an mir empor mit Lächeln:
Lange blieben wir noch ſinnend ſtehen,
Schauten durch das Glas, einander haltend —
Durch ein Guckloch in das Land der Wunder.

## Verſchloſſenheit.

Ich habe viel gelebt in mir
Wann ich nach außen faſt ſchien zu erkalten:
Ich ſchuf mir ein Ardenner Waldrevier
Voll gleichgeſinnter lebender Geſtalten.
Dort ſprach ich viel in Ernſt und Scherz,
Denn auf den Lippen ſaß mein Herz,
Ein rüſt'ger Redner, ohne nur zu ſtocken.
Der Gegenwart geweiht, hielt ich kein Wort zurück,
Als ſchlügen ſchon mir an die letzten Glocken.

Nun aber, ſeit ich dem phantaſtiſchen Glück
Entſage, bin ich ſtumm, und Worte hab' ich keine.
Mein Leben liegt vor meinem Blick,
Ein Schlachtfeld voll verdorreter Gebeine.

Doch wenn ein Moſes käme mit dem Stab,
Dann würde bald der Felſengrund erklingen,
Und meine Todten flammend aus dem Grab
Wie Naphtaquellen aus der Tiefe ſpringen.

## Die Rede.

Es ſteht in alten Sagen,
Daß ſtarken Zauberbann
Ein Wort, ein herzlich Fragen
Auf einmal brechen kann.

So wird im Lied geſcholten
Der Held vom heil'gen Graal,
Der, da ſein Wort gegolten,
Nicht hob des Oheims Qual.

Den Bann hätt' er gebrochen,
Den Freund erlöst ſogleich,
Hätt' er ihn angeſprochen:
Oheim, was wirret Euch?

Ein Ritter flog mit Zagen
Am Berg der Lorelei,
Nicht achtend ihrer Klagen,
Auf ſchnellem Roß vorbei.

Ihr hättet mich errettet,
So rief der Geiſt voll Leid,
Wenn Ihr begrüßt mich hättet:
Gott helf dir, arme Maid! —

Siehſt du daß einer trauert,
So geh' und red' ihn an!
Kein Herz iſt ſo vermauert
Daß es dir trotzen kann.

Denn Red' und Antwort geben,
Das ſchließt der Menſchen Bund:
Nicht lange währt das Leben,
Und bald verſtummt dein Mund!

Der Menſch hat nichts ſo eigen
Als Red' aus treuer Bruſt:
Dem Steine laß das Schweigen,
Es macht ihm wenig Luſt.

## Mein Bett.

Sie riethen mir, mein Bette zu verkaufen,
Um aus dem Hafen leichter an Ballaſt
Und ſchwerer an des Gelds erwünſchter Laſt
In's ungewiſſe Meer der Welt zu laufen.

So ſchnöden Handel möge Gott verhüten!
Ja müßt ich ſätt'gen mich mit trock'nem Brot
Und Waſſer trinken für die höchſte Noth,
Nie wär mir's möglich, feil dieß Bett zu bieten.

Eh' wollt ich furchtſam um die Ecken ſchlüpfen
In abgetragnem Rock, zerfetzten Schuh'n,
Eh' ich dieß Lager könnte von mir thun,
Dran ſich ſo viel Erinnerungen knüpfen.

Ich zählte vierzehn, als ich von den Herden
Der Heimath, aus der Mutter zarter Macht,
Mit ihm in fremde Hände ward gebracht,
Ein nützlich Glied der Welt dereinſt zu werden.

Des Knaben Wachsthum ward belauſcht am Beſten
Von dieſen Kiſſen, ach! und mancher Traum,
Der weſenlos verrann zu Trug und Schaum,
Von Freiheit, Menſchenglück und Völkerfeſten.

Sie wahrten Schwüre, feierlich geſchworne,
Und ſogen, leisverbergend, Thränen ein
Um dieſes Lebens undankbare Pein,
Um todte und um lebende Verlorne.

Dieß Bett war der verſchwiegene Vertraute,
Der meinen Kummer, meinen Zorn vernahm,
Da ich mit Beben, ſehnſuchtsvollem Gram
In eine liebeleere Zukunft ſchaute.

Wie warf ich oft, mich von der Welt zu trennen,
Vertraulich dieſem Freund mich in den Arm,
Vergnügt, wann ich verborgen lag und warm,
Noch etwas treu, noch etwas mein zu nennen! —

Und hab' ich, froh bald alles zu vergeſſen,
Niemals beſchwert von läſtigem Gepäck,
Wohl ſchnelle wie des Pfeiles Flug zum Zweck,
Des Lebens ſtaub'ge Bahn zuletzt durchmeſſen:

Kühlt mich der letzte Freund mit eiſ'gem Oden,
Und nimmt, Ruh gebend nach dem bangen Lauf,
Mein Bett den letzten meiner Seufzer auf,
Dann ſterb' ich doch auf eignem Grund und Boden.

## Einſamkeit.

O längſt erſehnte Einſamkeit,
Wie machſt du mir das Herz ſo weit!
Wie iſt es rings ſo ſtill um mich,
Nur daß noch fern ein Vogel ſchreit,
Und eine Taub' ins Zimmer ſieht,
Mit Neugier und mit Furcht im Streit.
Wie bin ich jetzt ſo ungeſtört,
Wie bin ich von der Welt ſo weit!
Wie iſt vergeſſen jetzt die Uhr,
Die kleine Krämerei der Zeit!
Wie bin ich jetzt zu ernſtem Thun,
Zu allem Tüchtigen bereit!

## Jugendfreunde.

Es hat mir jüngst geträumet
Von meiner Lebensbahn,
Die ich mit rüst'gen Genossen
Im Sonnenschein begann.

Wir zogen aus voll Hoffnung
Voll Jugendmuth und Kraft
Am schönsten Frühlingsmorgen
Zur freien Wanderschaft.

Tief schien der Himmel offen,
Von Würze dampfte die Luft,
Und goldne Schlösser winkten
In der Ferne blauem Duft.

Ins Waldesrauſchen miſchte
Sich heller Lerchenſang,
Und herzerfriſchende Lieder
Belebten unſern Gang.

Und inniges Vergnügen
Hob ſchwellend jede Bruſt,
Wie Götter in einer Wolke
Voll ſeliger Jugendluſt!

Doch welcher Zauber hemmte
Den lieben, ſtürmiſchen Zug?
Was blendete die Augen
Mit Nebel und mit Trug?

Wie ward das Herz ſo düſter,
Der Sinn ſo ſchwer und ſchwül?
Was war's, daß in's Geflüſter
Der Lieder Stimme fiel?

Ja Zauber, böſe Zauber
Die haben die Freude vergällt,
Die haben manch ſchönes Antlitz
Zu ſeltſamem Spuk entſtellt.

Daß mancher friſche Wandrer
Verwandelt ſtille ſtand,
Als hölzerner Wegweiſer
Zum Holzweg hingewandt.

Die einen blieben ſtehen,
Erſtarrt zu Holz und Stein,
Die andern, gelockt vom Irrweg,
Schlang öde Wildniß ein.

Ich geh' allein: ein Grauen
Läßt mich nicht ſtille ſtehn,
Und ach! der Wald will nimmer,
Will nie zu Ende gehn.

## Maulbronn.

Dich, entlegnes ſtilles Kloſter, zeigt mir oft die Phantaſie,
Die mir ſtets zu Luſt und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche ſteigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein das ſo ſchrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in ſteinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem ſchlauverborgnen Golde ruh'n,
Lehn' im Chor mich an der Stühle künſtlich ausgeſchnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inſchrift die ich klug entziffre, ſtolz.

Ach wie oft ſchlug meine Sehnſucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich friſchen Duft!
Dort in halbem Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Friſt verſäumt,
Habe, wie die Siebenſchläfer, manch Jahrhundert durchgeträumt.
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
Oder ſchweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetiſcht
Und die ſtillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfriſcht.
Meine Flöte blies ich Abends, einſam nicht allein, im Wald,
Denn als Kenner ſchaarten lauſchend ſich zu mir Eidechschen bald.
Dann vereint ward mancher Anſchlag, manches Wagſtück ausgeführt:
Ob es wohl als Heldenſage deine finſtern Mauern ziert?
Noch gedenk' ich wie wir ſtiegen zum Gemach wo Doktor Fauſt
Bis zu ſeinem blutig an die Wand geſchriebnen Tod gehaust,

Wie wir bauten eine Hütte, ſie bewohnten mit Geſang,
Und wie auf den ſieben Hügeln Jugendluſt die Fahne ſchwang.
Aber Nachts wann alle ſchliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forſchend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Und es ſtieg vor mir der Schatten jenes bleichen Britten auf,
Und ich folgte bebend ſeinem ſchmerzensreichen Pilgerlauf.
Durch die langen düſtern Räume wo er aus der halben Welt
Schätze die er wild erbeutet, als Trophäen aufgeſtellt,
Todesluft einathmend bin ich ſcheu mit ihm hindurchgeeilt,
Habe Wunden dort empfangen, welche lange nicht geheilt.
Doch des Blutes Ströme dämmend und den lauten Sturm des Weh's
Streng durch feſte Grenzen hemmend meiſterte mich Sophokles.
Dann verſöhnten Sinns erging ich mich in Taſſo's Zauberpracht,
Und entſchlief mit trunkner Seele in dem Traum der Sommernacht.

Aber zu erneutem Leben weckend aus dem fremden Hain
Führten mich die heimathlichen Sänger in die Heimath ein.
Teutſcher Art und teutſchen Weſens Hallen, die ich lange mied,
Du haſt mir ſie aufgeſchloſſen, edles Nibelungenlied! —
Alſo war mein Frühling. Selber wagt' ich manchen kurzen Sang,
Der in ſcheuen Tönen zwiſchen fernem Waldgebüſch verklang.
War mir doch Arkadien offen, keine Stunde ſchien mir grau,
Und ein Doppelregenbogen ſtand an meines Himmels Blau:
Lieb' und Freundſchaft, wie erhellten ſie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten ſie mein armes Leben reich!
Wenn ich's denke wie als Gaſt ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide ſeufzend immer noch mit Einem Namen aus!

Schönes Thal, du liegſt mir ferne, eine fromme Siedelei,
Dran mich kaum in raſchem Fluge einſam trägt mein Weg vorbei,
Aber oft, du ſtilles Kloſter, zeigt mir dich die Phantaſie,
Die mir ſtets zu Luſt und Schmerzen willig ihre Träume lieh.

## Heimliche Zusammenkunft.

Bei dem lieblichsten Geschäfte
Hab' ich lange Zeit verwacht,
Jetzt ermüden meine Kräfte
Und es naht die Mitternacht.
Doch dem Schlummer wehr' ich gerne,
Der mir schon die Augen drückt,
Denn mein Geist weilt in der Ferne,
Ist zu dir, mein Lieb, entrückt!

Liegst, des Tages herzlich müde,
Wohl schon lang in guter Ruh,
Und es deckt ein milder Friede
Deine braunen Augen zu.
Holde bunte Träume gleiten
Spielend dir um Aug' und Ohr,
Und sie führen jene Zeiten
Und den Freund dir wieder vor.

Schließt euch, ſchließt euch, Augenlieder,
Laſte, lieber Schlaf, auf mir,
Daß auch mich des Traums Gefieder
Schnell hinüberträgt zu ihr.
Wie mit ſanftem Sauſen leiſe
Nachtluft ſtreift die todte Welt,
Nach befreiter Geiſter Weiſe
Sind wir ſtill und fromm geſellt.

## Nächtlicher Ritt.

Zwölf Uhr hat es ausgeschlagen,
Doch ich mag noch nicht zu Bette,
Will noch einen Nacht-Ritt wagen
Mit den Adlern in die Wette.

Pegasus, mein werther Schimmel,
Sieh', ich laß dich ohne Zügel
In die Hölle, in den Himmel
Nach der Laune deiner Flügel.

Nun, so wolle denn beginnen!
Solchem edlen Roß, beseelet,
Ziemt daß hie und da von hinnen
Es die eigne Straße wählet. —

Pegaſus, du alter Knabe,
Mag ich deinen Weg erkennen?
Merk' ich wie im Blitzestrabe
Dir die raſchen Hufe brennen?

Aufgeſeſſen, abgeſtiegen!
Darf ich ſchon vom Schimmel nieder?
Darf ich dir am Herzen liegen?
Liebchen, ſieh da bin ich wieder!

## Morgenſeufzer.

So bin ich denn ſchon aufgewacht
Zu Mühe, Sorge, Laſt und Kummer?
Wie ſüß iſt die gedankenloſe Nacht!
O läg' ich doch im ew'gen Schlummer!

## Stille!

Stille, ſtille,
Herz, bezähme dieſe Fülle,
Klopfe keinem hörbar mehr!
Wie von Leid du biſt zerriſſen,
Braucht es Wer zu wiſſen?
Kümmert's ihrer einen,
Sieht er dieſe Augen weinen?
Still, o Herz, und klage nicht ſo ſehr!

Schweige, ſchweige,
Kehr' in dich zurück und neige
Keinem, keinem mehr dich zu;
Sieh, du biſt ſchon halb gebrochen
In dem heißen Pochen!
Alle andern ſchlafen,
Finde du auch deinen Hafen,
Finde trüben Frieden, öde Ruh!

## In ein Stammbuch.

Nun zieht der Freund — mit tiefgerührter Bruſt,
All des vergangnen Glückes ſich bewußt,
Und glüht im Wunſch: o drängten alle Flammen
Des Schönen jetzt in Ein Wort ſich zuſammen,
Daß ich's zum Mal, zum ew'gen Angedenken
Euch, edle Seelen, ſcheidend könnte ſchenken!

## Winternachtstraum.

In einer ſchweren Nacht
Hab' ich geträumt viel Schmerzen,
Von eines Grabzugs Pracht,
Von düſtern Leichenkerzen.

Es lag die Liebe todt,
Die krankt' an langen Leiden
Und hat aus bittrer Noth
Nun endlich müſſen ſcheiden.

Die Liebe lag im Sarg,
Im weißen Todtenkleide:
Ihr liebes Antlitz barg
Die dichte, ſchwarze Seide.

Dem Zug von Berg und Thal
Hört' ich viel Glocken läuten,
Und Schatten ohne Zahl
Sah ich den Sarg begleiten.

Der Schatten ſchwarze Schaar
Sah ich leidtragend wandern,
Der letzt' ich ſelber war
Und folgte ſtumm den andern.

Auf kahlem Haideland,
Wohin wir uns gerichtet,
In weiter Oede ſtand
Ein Holzſtoß aufgeſchichtet.

Hinauf man hub die Bahr',
Gefügt aus ſchwarzem Stamme,
Und bald die Leiche war
Umhüllt von hoher Flamme.

Nun regten ſich die Reih'n
Der ſtummen Todtengäſte,
Und jeder warf hinein
Was er beſaß das Beſte.

Zuletzt warf ich mein Herz
Still in die Glut, die hohe,
Da flammte himmelwärts
Die wilde Todtenlohe.

Auf stieg sie als ein Stern,
Den sah ich lange funkeln,
Und wie er schwand so fern,
Lag ich erwacht im Dunkeln.

Erwacht? ich weiß es kaum:
Seit jenem Nachtgesichte
Wandl' ich, ein wacher Traum,
Umher im Sonnenlichte.

---

## Die Uhr.

Kennt ihr die Uhr die leiſe geht
Und dennoch niemals ſtille ſteht?
Wer nicht den Geiſt hat, drauf zu lauſchen,
Hört nimmer ihr Getriebe rauſchen.
Nur manchmal kündet ihren Gang
Ein leiſer, leiſer Glockenklang;
Oft warnt es auch im ſtillen Haus,
Doch ſelten ſchlägt es völlig aus.
Die Uhr hat große, lange Stunden,
Und manch Jahrhundert iſt verſchwunden,
Bis eine Stunde ſich gefüllt.
Doch wenn das letzte Viertel ſchwillt,
Dann braust ein Sturm in ihre Feder,
Erſchüttert raſſeln alle Räder,
Die Glocken, die ſonſt leiſe dröhnen,
Sie ſprechen jetzt mit Donnertönen,
Und wer den Schlag nicht nimmt zu Ohren,
Der iſt verurtheilt und verloren. —

Man glaubte faſt verletzt die Uhr,
Doch war's der Ruf der Stunde nur.
Sie geht im Schritt des alten Ganges,
Nicht trägen, nicht beeilten Schwanges,
Sie geht mit ewig gleicher Richte:
Das iſt die Uhr der Weltgeſchichte.

## An die flüchtigen Polen.

### 1832.

Du Volk des Heldenruhms, das mehr verloren
Als wir beſitzen und beſeſſen haben,
So haſt du auch das heimathliche Schwaben
Zum Schauplatz deiner heil'gen Flucht erkoren!

Und hilfreich hat ein biedres Volk geſchworen,
Zu ſpenden den Willkommnen reiche Gaben:
Hier können ſich die müden Wandrer laben
Und freud'ge Grüße dringen euch zu Ohren.

Nun regen zarte Finger ſich ohn' Ende,
Geſchäftig wirken, weben holde Frauen,
Um euch zu weihen den Gewinn der Hände.

In der Geſchichte Webſtuhl welcher Finger
Wirft einſt den kühnen Faden ohne Grauen,
Der Heimath euch und uns der Ehre Bringer?

## Das vergrabene Eisen.

Der Sonne letzter Schimmer
Glänzt auf ein polnisch Feld,
Drauf kniet mit seinem Sohne
Ein ernster polnischer Held.

„Wir scheiden, o Land der Freiheit,
Dem alle Hoffnung schwand:
Leb' wohl, o leb' wohl auf immer,
Mein edles Vaterland.

Lebt wohl, ihr Schlachtgefilde: —
Mein Schwert und meinen Speer
Leg' ich auf den heiligen Boden,
Ich seh' sie nimmermehr.

Doch diese alte Pflugschaar,
Mit der ich mein Feld gebaut,
Die sei der heimischen Erde
Im tiefen Grund vertraut.

Man ſagt daß verborgenes Eiſen
Aus unterirdiſcher Gruft,
Gehärtet in heimlicher Werkſtatt,
Als Stahl rückkehre zur Luft.

Nach einem halben Jahrhundert
Iſt, Sohn, dein Knabe gekehrt:
Er gräbt nach der alten Pflugſchaar
Und ſchmiedet aus ihr ein Schwert.

Und aus demſelben Sarge
Worin ich das Eiſen barg,
Erſteht wohl auch die Freiheit
Und zerbricht den morſchen Sarg.

Dann wird er das Schwert umſchmieden
Und hinter der Pflugſchaar gehn,
Wird die Erde bauen im Frieden
Und ihre Früchte ſehn.

## Erin.

Ich weiß es leider, daß das Glück
Nicht allen alles gab:
Drum wend' ich lieber meinen Blick
Vom Bild des Elends ab.

Ich geb' ihm meinen armen Zoll,
Das andre steht bei Gott.
Wozu daß ich mich weiden soll
An Hiobs Noth und Spott?

Doch wenn die Schlange Hungersnoth
Ins Mark der Menschen dringt,
Und wenn sein Ragnarslied dem Tod
Ein Volk entgegen singt:

Dann ſeh' ich wie des Engels Hand
Beim ſtolzen Herrenfeſt
Ein grauſes Urtheil an der Wand
In Flammen leuchten läßt;

Dann hör' ich wie an Aſpleyhouſe
Das Eiſengitter bebt,
Und drüber hin mit Sturmgebraus
Ein Dämon nächtlich ſchwebt.

## Der Schmerz der letzten Stunde.

### Worte eines Greisen.

---

Es grünt der Wald, es blüh'n die Matten,
So wie's von Anbeginn geſcheh'n:
Laß uns hinaus in friſche Schatten,
Mein abgeſtorbnes Leb'n, geh'n!

So lag ich in der Jugend Träumen,
Nicht ſinnend um des Lebens Ziel,
Vergnüglich unter Zauberbäumen
Und trieb mit bunten Bildern Spiel.

Nun fließen wieder meine Thränen
Um das verlorne Liebesglück,
Doch meinen Seufzern, meinem Sehnen
Kehrt nimmer jene Zeit zurück.

Wohl ſeh' ich noch die dunklen Haare
Vorüberweh'n im leichten Flug,
Doch in der ſchweren Laſt der Jahre
Verſchmäh' ich auch den ſchönſten Trug.

Die ihr, o rieſengroße Eichen,
So manch Jahrhundert ſchon ergrünt,
Ihr ſchautet ſtets dieſelben Leichen
Und nie den alten Schmerz geſühnt.

Nach euch will man die Tugend nennen,
Die mich ſo magiſch einſt berauſcht:
O laßt es nie mehr mich erkennen
Wie Treu' um Treue wird getauſcht!

Wozu daß Herzen ſolches Hauches
Mit hohler Liebe ſich erfreu'n,
Und, zu genießen ihres Rauches,
Die Körner auf die Kohle ſtreu'n?

Wozu daß Staaten ſteh'n und fallen?
Daß Sonnen auf- und niedergeh'n?
Gleich gut in weite Schlummerhallen
Könnt' ich gebannt die Menſchheit ſeh'n. —

In mir auch hat es heiß gegohren,
Des Weſens Grund hab' ich geſucht:
Auf Formeln hab' ich oft geſchworen
Und öfter hab' ich ſie verflucht.

Vom Guten räthſelt' ich, vom Uebeln,
Der Antwort ward mir nicht Gewähr;
Die brauch' ich nicht mehr zu ergrübeln,
Denn keine Frage ſtell' ich mehr.

Laß ab, ins Innerſte zu ſtreben,
Die Fragen geh'n auf irrer Spur:
Ein Windesweh'n, ein Nebelweben
Das iſt die Menſchheit, die Natur! —

Was frommt es, kunſtreich nachzuſchildern,
Was nicht vom Lebensmarke quoll?
Die Kunſt wankt in den trüben Bildern
Und weiß nicht was ſie ſpiegeln ſoll. —

Den Tod in wolk'ger Fern erſpähe,
Die augenloſe Graun'geſtalt,
Unwiſſend, was, warum er mähe, —
Wie ſeine Leichen, ſtarr und kalt.

Frag' ihn, wann deine Pulſe ſtocken:
Was iſt die Nacht? der Strahl des Lichts?
Was deutet wohl der Schall der Glocken?
Und was iſt Etwas? was iſt Nichts?

Die Schatten die er ſich erbeutet,
Führt er zur Ruhe ſie? die Hand,
Die fleiſchlos, ſtarr nach drüben deutet,
Iſt für zwei Welten ſie ein Band? —

Das Nebelbild, in leichtem Schaume,
Zum Abgrund Ewigkeit zerrinnt:
Was bleibt zurück von deinem Traume,
Da ſich zum Ziel dein Leben ſpinnt?

Ein grauer Dunſt, der Gottheit Mantel,
Und unter ihm ein tiefes Grab.
Dieß heilt die Biſſe der Tarantel!
Hier ſtreif' dein welkes Leben ab!

## Pilgerfahrt.

So nehmt mich hin, ihr Lebenswogen,
Ganz habt ihr mich in eurem Reich!
Der Himmel iſt mir nicht gewogen,
Doch feſten Sinnes folg' ich euch!
So zieht mich von dem ſchönſten Port,
Von meinem ſüßen Märcheneiland fort.

Das Herz noch voll von holden Träumen,
Die ich recht freundlich hegen will,
Durch das Getümmel ohne Säumen
Treib' ich vorüber frei und ſtill;
Da trifft auch wohl ein Klang mein Ohr,
Den mir mein Eiland zugetönt hievor.

Ein Blick, den ich zu kennen meine,
Grüßt heimlich hold und zündet ſchnell;
Ein Wort tritt aus dem Dämmerſcheine
So fremd und doch ſo traulich hell.
Dann denk' ich: die ſind auch verbannt,
Flüchtlinge ſind ſie, lieb und wohlbekannt.

Einmal vom ſel'gen Göttertranke
Labt' ich mit vollem Zug dieß Herz:
Nun ſegl' ich fort mit ſanftem Danke,
So ohne Wunſch, ſo ohne Schmerz,
Genießend was mein Herz mir beut,
Und ſinnend über meine Einſamkeit.

Da ſeh' ich, an den Maſt gelehnet,
Wie ſich die Ferne grau verhüllt,
Und Wolken, ahndungsvoll gedehnet,
Ein roſiger Dämmerſchein umquillt:
Vielleicht nach weitgefurchter Bahn
Land' ich in einem ſtillen Ocean.

## Des Dichters Loos.

Wenn er, mit ſich im Kampf, durch Stürme,
Froſt und Feuer
Gerettet glücklich ſeine Leier,
Bewahrt der Muſe göttliches Geſchenk,
Wenn ihm das Leben heimiſch wird und theuer:
Dann ſieht er gegen ſich die Welt
Mißgünſtig auf den Kampf geſtellt:
Geſchieht's daß er, des Ird'ſchen nicht gedenk,
Verklärt in reinern Sphären wandelt,
Wird er freibeuteriſch vom Krämervolk mißhandelt,
Ja von dem eigenen Geſchlecht;
Der Poeſie geſchworner Widerſacher,
Der Pöbel, findet ſeine Werke ſchlecht,
Und zieht, weil noch kein Staub ſie deckt,
Der auch den keckſten Spötter ſchreckt,
Mit leichter Müh' auf ſeinen Part die Lacher.
Bald wird den Dichter alles fliehen:
Die Jugendfreunde wenden ſich von ihm,
Wenn er in ſelbſtvergeßnem Ungeſtüm
In ſeine Welt ſie will herüberziehen.

Er ſucht die Liebe ſpät und früh,
Und findet ſie im Leben nie,
Weil klüger ſtets und kälter wird die Welt:
So öffnet unwillkommne Einſamkeit,
Willkommen bald, ihm ihre Arme weit,
Und baut in Wüſten ihm ein freies Zelt,
Da iſt es ihm vergönnt, mit abgeblühten Roſen
Verſchwundener Jahrhunderte zu koſen. —
Die Mitwelt kann und will den Dichter nicht
begreifen,
Die nur verkehren mag mit ihrer ſchalen Noth,
Und bis für ihn die ſpäten Enkel reifen,
Iſt er für Lob und Liebe todt;
Er will nicht mehr zur Welt, die keine Luſt ihm bot,
Sie thut ihm wohl, die friedliche Vernichtung,
Die Anerkennung kommt, der Dank zu ſpät:
Ein Andrer, deſſen Stern nicht beſſer ſteht,
Verwandelt ihn in eine ſchöne Dichtung.

## Der Bedrängte.

Die Götter haben
Dem Freunde verlieh'n
Des Gefühles tiefe Gewalt,
Und uns zu laben
Und an ſich zu zieh'n,
Die reizende Geſtalt. —
Und ſeine Geſellen,
Die ſcharfen und hellen,
Die Seelenrichter,
Haben ihm erregt mit kluger Rede
Des Zwieſpalts Wellen
Und innere Fehde
Und getrübt die braunen Augenlichter.
Aber die Wangen ſieh'n in Jugendblüte,
Und in's Reich des Klanges,
Wo ſie verrauſchen,
Die Mächte des feindlichen Dranges,
Iſt er geflüchtet, mit ſtillem Gemüthe
Selig zu lauſchen.
So iſt ihm der Kampf gelind,
Und er iſt für die Feinde blind:

Er mag nicht kriegen,
Er mag nicht ſiegen,
Er mag nicht herrſchen, er mag nicht dienen,
So ſteht er mitten unter ihnen,
Ein ſinnendes, ſchmerzlich lächelndes Kind.

# Der Gerettete.

1.

Wir haben, ſchöner Freund, zuſammen
In vor'gen Tagen viel geweilt:
Wir haben hohe Glut der Flammen
Und bleicher Aſche Froſt getheilt.

Wir trugen Sonne, Sturm und Wetter,
Der Menſchen Groll, den Wurm der Zeit,
Den räthſelhaften Sinn der Götter,
Des eignen Herzens Härtigkeit.

Damals in deiner Augen Klarheit
Enthüllte ſich ein himmliſch Herz,
Sprach innre Treue, ſel'ge Wahrheit
Und ein halb unbewußter Schmerz.

Nicht lange blieb dein Blick ſo labend:
Kaum hatt' er Frieden mir gebracht,
Ward dir aus Morgen und aus Abend
Geboren eine wirre Nacht.

Dir ſelbſt verloren und den andern,
Von ſchwülem Geiſterheer umſchwirrt,
Haſt auf geheimnißvollem Wandern
Du dich in düſtre Gau'n verirrt.

Und deiner Augen fromme Sterne
Sie brannten fremd und grauenhaft;
Sie loſchen aus: — der Geiſt war ferne
Und lag gebannt in ſtrenger Haft.

Doch ſeit du von den Bergen nieder
Ins ſtille Thal des Glaubens ſtiegſt,
Seit du der Lebensmutter wieder,
Der Lieb', im ſtarken Arme liegſt:

Seit du getrunken von dem Bronnen
Der Vielen gründlich Heil verſpricht,
Seh' ich den Aufgang deiner Sonnen
An deines Augs erneutem Licht.

Das ſind die Blicke vor'ger Stunden!
Die Boten ſel'ger Liebesmacht!
Die mich, da ich dich jüngſt gefunden,
Um dein Geſchick ſo froh gemacht.

Von Gletſchern eiltest du zu Thale
Und ſtandſt zu meinen Füßen — fern
Mit ſichrem, himmelhellen Strahle,
Ein aufgegangner Hoffnungsſtern.

Ja deine Rückkehr muß ich ſegnen
Und wünſchte ſie der ganzen Welt,
Wär ich ſo tröſtlichem Begegnen,
So tiefen Augen ſtets geſellt.

---

## 2.

Dir ward auf einmal viel zu Theil:
Du haſt in Nöthen, bang umnachtet,
Auf Pfaden, unwegſam und ſteil,
Nach reiner Sonnenbahn getrachtet.

Du warſt der Welt von Herzen ſatt,
Und ſieh, wie iſt dein Wunſch erfüllet!
In friedevoller Schlummerſtatt
Sind deine Schmerzen all geſtillet.

O ſchönes Licht! erloſchner Stern!
Mir iſt als ſäh' ich dich noch immer:
Es irrt mein Aug nach Dir ſo fern,
Getäuſcht von ſeiner Thränen Schimmer.

---

## 3.

Du biſt gerettet! — Ahndungsvolles Wort,
Das doppelſinnig mir dein Aug' geſprochen!
Kaum trieb dein Nachen in den Friedensport,
Wo leiſer wallt des Herzens wildes Pochen,
Da findeſt du noch einen ſtillern Ort,
Da iſt dein Aug', dein edles Herz gebrochen:
Die Ruh, nach der du wandernd ſtets gebangt,
Du haſt ſie nun, du haſt ſie ganz erlangt.

Du ſtandeſt mit der Welt in ſtiller Fehde,
Sie war zu laut für deine Heimlichkeit:
Das eitle Wort, das ſterbliche Gerede
Hat dein verborgnes Weſen tief entzweit.
Nun ſchlummert mit dir jedes Räthſel, jede
Geheime Wunde die dir ſchlug der Streit:
Statt trübem Abend, ungewiſſem Morgen
Hält heimlich dich die ſichre Nacht geborgen.

Du fandſt die Heimath, denn du hatteſt keine:
Du ſtandſt, wie aus des Mährchens fremdem Land,
Ein armes Kind, verbannt in der Gemeine,
Die ſich von dir mißtrauiſch abgewandt;
Vergebens ſuchteſt du die Zauberhaine
Der Heimath, als dich hielt des Erdgeiſts Band.
Zu keinem irdiſchen Geſchäft geboren,
Haſt du der Ruhe himmliſch Reich erkoren.

Und doch! wer ſpräch es kühnlich aus, daß du
In dieſe Welt nicht habeſt können taugen?
Du gönnteſt den Genoſſen, ſüße Ruh
Aus deines Daſeins Lieblichkeit zu ſaugen,
Und winkte nicht Natur dir ſelber zu,
Dem Lieblingsſohn, mit tauſend Liebesaugen?
Ja ruhteſt du nicht oft, mit inn'ger Luſt,
In leiſem Zwiegeſpräch an ihrer Bruſt?

Du biſt dahin, du wirſt zu Staub vergehn,
Von jedem Hauch der Liebe nun geſchieden!
In dieſe Augen ſoll ich nicht mehr ſehn,
Die mir geglänzt in überirdſchem Frieden,
Als ich dich ſah auf Nimmerwiederſehn,
Den ich ſo lang mit Mund und Aug' gemieden: —
Die trübe Lehre tönt von deinem Sarg:
Mit Menſchen ſei, die ſterben können, karg!

Ich ſtand an deinem Krankenlager nicht,
Nicht wußt' ich welche Kämpfe dich gefährden,
Sah deiner Augen wunderbares Licht,
Die allzu tief geblickt, nicht trübe werden,
Des Herzens Kampf, die letzte, ſchwere Pflicht,
Durft' ich nicht ſehn, nicht trug ich dich zur Erden:
Ich hörte nicht des Grabes geiz'ge Schollen
Auf deine jugendlichen Glieder rollen.

Die Kunde traf mich fern, ſtumm, thränenlos:
Da hebt ſich Grabgeſang und lauter Jammer,
Der Glocken ehrne Zungen werden los
Und ſtöhnen bang, geſchlagen von dem Hammer,
Die Erde öffnet ihren dunklen Schoos,
Ein müder Greis ſucht ſeine Ruhekammer: —
Jetzt bricht den ſtrengen Damm der Thränen Strom,
Mein Herz klagt um den Knaben Abſalom!

Eintönig iſt der Ruf der Todtenklage,
Gleichwie der Glocken wechſelloſer Laut:
Sie weint um Freundſchaft, um verkürzte Tage,
Auf deren Ewigkeit das Herz gebaut;
Sie wiederholt die hoffnungsloſe Frage,
Die zu erwiedern jedem Herzen graut:
Iſt's wirklich daß im Grab dieß Antlitz modert,
Aus dem der Menſchheit Adel ſelbſt gelodert?

Die Muſe tritt zu deinem fernen Hügel:
Du mochteſt ihr im Leben kaum vertrau'n;
Zwar lag auf deiner reinen Stirn ihr Siegel,
Doch macht' ihr Schleier dir ein ſchwankend Grau'n.
Nun trägt ſie dich auf ihrem weichen Flügel,
Gerettet aus des Todes Geierklau'n,
Ihr liebes Kind, deß Puls nicht ſoll erkalten,
Zur Heimath unverwüſtlicher Geſtalten.

Doch daran läßt das Herz ſich nicht genügen,
Es will ein ſchmerzlich Todtenopfer weih'n.
Doch ach, wie bald wird es den Wechſel rügen!
Die Stunden ſind wie Tropfen auf den Stein!
Der nächſte Tag ſtraft ſchon das Heute Lügen,
Das Geſtern hüllt ein blaſſer Nebel ein.
Des Menſchen Herz zum Jammer zu gewöhnen,
Gab ihm Natur den Leichtſinn und die Thränen.

Raſch ſpannt des hingebeugten Geiſtes Feder
Nothwendigkeit, die ſtrenge Herrſcherin;
Die Zeit, vor der ſich Eiche beugt und Ceder,
Raubt ſelbſt des Grames ſchmerzlichen Gewinn.
Der Tag gebeut. Es rollen meine Räder
Auch über dieſen Leichnam fühllos hin.
Fühllos: — Doch ſcheint mir auch das ganze Leben
In todtes Grau ermattet zu verſchweben.

## An ein Kind.

O ſüßes Kind, du ahndeſt nicht,
Was uns, die Klugen, ſchmerzt;
Du glaubſt die Welt im Gleichgewicht,
Weil dich die Mutter herzt.

Das Blau des Himmels ſpiegelt ſich
In deiner Augen Blau,
Das Paradies begrüßet dich
Aus jeder Frühlingsau.

Die Blumen und die Sterne gehn
Zu deiner Luſt nur auf:
Noch ſahſt du Blumen nicht vergehn,
Kennſt nicht der Sterne Lauf.

## Einer Mutter.

Ein Veilchen, noch beträuft vom Thau,
Das Lieblingskind der jungen Au,
Das du zu deiner Luſt gepflückt,
Mit ihm das Zimmer aufgeſchmückt, —
Es welkt wohl mitten in dem Strauß,
Man trägt es leidevoll hinaus:
Doch füllt noch Stundenlang hernach
Sein Düften lieblich das Gemach.

So von der Blume ſüß und lind,
Von deinem abgeſchiednen Kind,
Soll dir der Liebe friſcher Duft,
Der nicht verdumpfet in der Gruft,
Lebendig', ob auch ungeſehen,
Beſtändig mild ums Herze wehen.

## Das todte Kind.

Bethränt in ſtiller Kammer,
Im trüben Mondenſchein,
Mit händeringendem Jammer
Die Mutter ſitzt allein.

Und hab' ich dich verloren,
Mein ſüßes, ſüßes Kind!
Alle Freuden hab' ich verſchworen
Und weine die Augen blind.

Verſchworen hab' ich zu blicken
In der Sonne liebes Licht:
Nur auf dein Grab will ich drücken
Mein weinendes Angeſicht. —

Aus Schatten und Mondesflimmer
Steigt eine weiße Geſtalt,
In den Augen iſt kein Schimmer,
Die Wangen ſind bleich und kalt.

Im weißen Todtenkleide
Das Kind vor der Mutter ſtand
Und ſtreckt nach ihr mit Leide
Die geiſterhafte Hand:

Laß ab, dein Kind zu ſtören,
Das du verloren haſt:
O Mutter, laß ab zu wehren
Meiner kühlen ſtillen Raſt.

Alle Klagen deiner Schmerzen
Die dringen zu mir herab,
Jeder Schrei aus deinem Herzen
Weckt mich im tiefen Grab.

Alle Thränen deiner Augen
Die träufeln in den Grund,
Mein Hemdlein muß ſie ſaugen,
Sie blinken auf meinem Mund.

Und wenn deine Klagen mir locken,
So hab' ich keine Ruh,
Und wird mein Hemd nicht trocken,
So thu' ich kein Auge zu. —

Die Mutter ruft der Schweſter,
Der Schatten iſt verweht,
Sie ſchließt die Augen feſter
Und ſpricht ein ſtill Gebet.

## Mütterliche Macht.

Monika, die bange Mutter
Auguſtin's, des Stolzen, Hohen,
Iſt zu einem alten Biſchof
Einſt voll Herzensangſt geflohen:

Denn ihr Sohn, das Rüſtzeug Gottes,
War ein Kind der Welt geworden,
Und bereit, in Glut und Sturm
Raſch ſein beſtes Theil zu morden.

Und ſie klagt dem heil'gen Greis
Ihre Furcht vor Gottes Zorne:
Weh! verloren iſt mein Sohn
Weil er flieht vor'm Weltenborne.

Seit er lebt der Heiden Leben,
Den ich Chriſto doch geboren,
Fühl' ich ein zweiſchneidig Schwert
Weh! durch meine Seele bohren! —

Spricht zu ihr der alte Biſchof:
Sei getroſten Muths, Matrone!
Wandl' in Freudigkeit den Gram
Ob dem halbverlornen Sohne.

Denn um wen ein Mutterherz
Solche Schmerzen fühlt und Sorgen,
Unverloren in der Liebe
Engelſchutz ruht der geborgen.

## Der Bergmann.

Er ſtand im tiefen Schacht,
Er hämmert luſtig drein,
Um ſeine Augen iſt Nacht,
Im Herzen Morgenſchein.

Und weißt du, fröhlicher Knabe,
Wie's junge Leben ſchwankt,
Wenn oben die Felſenhabe
Und unten die Tiefe wankt? —

Schon oft fuhr ich zu Schacht,
Kam immer wieder zum Licht;
Mein Gott lebt auch bei Nacht,
Und der verläßt mich nicht. —

Und droben unter der Sonne
Da ſizt dein Lieb und weint. —
Und morgen ſteht ſie in Wonne,
Wann die Hochzeit uns vereint! —

Die wilden Waſſer ſchwellen,
Rauſchen auf- und niederwärts,
Und decken mit ihren Wellen
Ein fröhlich hoffend Herz.

## Stigma.

Der Herzog und ſein ſchöner Sohn
Entfliehn auf dunklen Stegen:
Der Herzog erntet böſen Lohn
Von ſeinen graden Wegen.

Er erntet ungerechten Lohn,
Sie haben ihn vertrieben:
Mein wackrer Sohn, mein lieber Sohn,
Du biſt mir doch geblieben! —

Ein Pfeil aus ſtrupp'gem Dickicht pfeift
Von Mördersfauſt geſendet;
Nach ſeiner Bruſt der Alte greift,
Der Knabe ſtürzt und endet.

Der Herzog rief: mein Grab ſteht hier
Euch, feige Mörder, offen!
Ihr habt ſo übel gezielt nach mir,
Und habt mich ſo wohl getroffen.

## Der König und der Meiſter.

Der König ſteht ſo ſorgenvoll:
„Ruft mir den Meiſter Wendegroll!“ —
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Auf meiner Seele ruht ein Bann,
Den nur Dein Mund zerſtreuen kann.“
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Ein dunkler Geiſt mich niederdrückt,
Drum hab' ich, Meiſter, Dich beſchickt.“
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Sing mir ein Lied vom beſten Mark
Und ſchlag die Harfe hell und ſtark.“
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder,

„So lang hört' ich von Dir kein Lied“ —
„„Seit König Orm gen Walhall ſchied.““ —
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Die Harfe gibt ſo ſchweren Klang,
Der König ſteht ſo bleich und bang.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Der Meiſter lauſcht dem Geiſte ſtill,
Er darf nicht ſingen wie er will.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Des Liedes Auge, trüb umflort,
Hat einen Schleier ſcharf durchbohrt.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Es ſchweift fernab dem Königsſaal
Und weilt in einem öden Thal.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Dort ragt ein Baum hoch in die Luft,
Beſchattend eine Königsgruft.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Dieß Grab iſt mark'ge Lieder werth
Es ſchlummert drin ein Heldenſchwert.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Und ihm zur Seite, Hügelwärts,
Weh! ruhet ein gebrochnes Herz.“ —
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Die Harfe giebt ſo tiefen Klang,
Der König ſteht ſo bleich und bang.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Weh, Wendegroll, du düſtrer Geiſt,
Wie mir dein Lied das Mark zerreißt!
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Nach Freundesſang hab' ich geſandt,
Und haſt du ſo den Groll gewandt?
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Vergiß was war, ſing Lieb und Wein,
Und ſchlag die Harfe fröhlich drein.“ —
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Die Harfe weiß kein fröhlich Lied,
Seit König Orm gen Walhall ſchied.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Und laſſ' ich das Vergangne ruhn,
So ſing' ich von der Zukunft nun.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Gewölke dräut am Himmel ſchwer,
Draus zuckt ein blutig rother Speer.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„Des Liedes Geiſt im Leichenthal
Schaut eines Reiches Todtenmahl.“ —
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Die Harfe giebt ſo grauſen Ton,
Der König liegt erbleicht im Thron.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Das Lied verſtummt, der König ſchweigt,
Bis ſpät herauf der Morgen ſteigt.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

„O Herr, es faßt uns Brand und Mord,
Die Banner nah'n von Süd und Nord!“
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Da zieht er aus mit Heeresmacht,
Im Königsthal entbrennt die Schlacht.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Der Abend dämmert, roth von Glut,
Da ſtürzt der König in ſein Blut.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Der bleiche Mondſtrahl himmelab
Bebt auf ein zweites Königsgrab.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

Dumpf hallend an der Gräber Hang
Tönt nächtlich Wendegrolls Geſang.
Und ſcharf wie Stahl ſingt er Lieder.

## Der Page.

Viel Zelte ſind aufgeſchlagen
Am blühenden Moldauſtrand,
Felswände darüber ragen,
Abwehrend der Sonne Brand.

Und bunte fröhliche Gäſte
In Reihen lagern ſich hin;
Verſammelt hat ſie zum Feſte
Von Böhmen die Königin.

Der ſchönſte der Edelknaben
Steht dienend neben ihr:
Er darf die Augen laben
An ihrer Schönheit Zier.

Er dient ihr mit Aug' und Händen,
Doch fällt kein Blick ihm zu:
Oft muß er das Antlitz wenden
Und zwingen das Herz zur Ruh.

Die Fürstin mit lächelnder Lippe
Ruft in den wilden Braus:
Wer bringt mir auf jener Klippe
Das Wohl seiner Liebsten aus?

Da klimmen und klettern die Zecher,
Doch keinem winkt das Glück;
Der eine verschüttet den Becher,
Der andre fällt selber zurück.

Doch dem Pagen ist's gelungen,
Ihn trug ein wilder Muth;
Er hat sich hinaufgeschwungen
Und steht hoch über der Flut.

Sie riefen: der Knab ist Meister!
Nun gebt auf den Namen Acht! —
Seine Augen waren wie Geister
In tiefer Mitternacht.

Er ſieht die Moldau ſtrömen
Und ſchwingt den Becher hoch:
Die Königin von Böhmen,
Mein Lieb, ſoll leben hoch! —

Es haben die Wellen geſchlungen
Den Becher tief hinab,
Der Knabe, nachgeſprungen,
Verſinkt im ſchäumenden Grab.

## Weltgericht.

1.

Zum Wald zieht eine ernste Heeresschaar,
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen:
Viel Banner wehen mit dem schwarzen Aar,
So tief gesenkt daß sie den Boden streifen.

Und zwischen ihnen fesselklirrend gehn
Erbleichten Angesichts muß ein Verbrecher;
Gezwungen ist sein mattes Aug zu sehn
Wie ihn versengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem großen Grab wird Halt gemacht,
Umsonst nach Rettung seine Blicke suchen,
Da tritt ein Priester vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

Du Kind verruchter Eltern! geh' dahin
Wo ſich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein freundlich Licht hinunterſchien,
Die froſtdurchſchau'rten Glieder dran zu wärmen.

Im finſtern Reich, bei Hela's grauſer Koſt
Sollſt ewig über deinem Frevel brüten,
Wann ihre Ungeheuer, Elend, Froſt
Und Hunger wild an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name ſterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Böſewichts,
Dein düſtres Erbtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht ſei wen hieher ſein Wille führt!
Verflucht wer Blumen pflanzt an dieſem Orte!
Verflucht ſei wer ein Bein von dir berührt!
Verflucht wer's wagt zu flüſtern Segensworte!—

Mit wüſtem Jubel ſtimmt ihm bei das Heer,
Die Henker den vervehmten Mann ergreifen,
In ſchaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Lärm der Pauken und der Pfeifen.

Verächtlich zugeworfen wird ſein Grab,
Mit Salz beſtreut nach altem Brauch der Rache:
Nun iſt's vorbei; die Rächer ziehen ab
Und heiße Schmach hält ihm die Todtenwache.

Doch kühlend über der verlaſſnen Gruft
Streicht hin die Zeit mit ihren leiſen Schwingen,
Allmählich auch mit tröſtlich mildem Duft
Einſame Blumen aus dem Grunde dringen.

---

## 2.

Der Ruf geht in der Stadt herum:
Gefunden iſt ein Alterthum!
Im Walde hat man, tief verſteckt,
Ein altes Rieſengrab entdeckt.
Neugierig zieh'n hinaus die Leute
Zu ſeh'n was dieſer Fund bedeute.

Da kommen Kenner weit und breit
Altklaſſiſcher und teutſcher Zeit.
Arbeiter ſchaufeln mehr denn dreißig
Und wühlen in die Tiefe fleißig.
Was find't dort einer für ein Ding?
Schau, es iſt ein zerbrochner Ring,
Und dann noch einer, auch zerbrochen,
Noch tiefer eine Handvoll Knochen,
Dabei ein Stück von roſt'gem Eiſen,
Doch weiter will ſich nichts mehr weiſen.
Weß Volkes iſt wohl dieſer Todte?
Ein Römer, Hunne oder Gothe?
Die Kenner ſtimmen überein,
Der Hügel müſſe altteutſch ſein.
Zwar gab nicht viel hervor ſein Mund, —
Doch immer ein merkwürd'ger Fund,
Vielleicht ein eiſenfeſter Held,
Im Frieden groß und ſtark im Feld,
Verſenkt in würd'ger Einſamkeit,
Ein Denkmal einfach großer Zeit.
Sein Reſt ſei ehrenvoll bewahrt
Bei andern Reſten alter Art.

Das Salz ward nicht mehr aufgefunden,
Es war im Lauf der Zeit verſchwunden.

---

## Sendung.

Der Meiſter ſitzt im Kreis der Seinen
Und hebt den Kelch zum Letztenmal:
Es gilt, ſich ewig zu vereinen,
Der nahe Abſchied würzt das Mahl.
Doch ſeiner Seele reinen Aether
Verdüſtert ſchon die ſchwarze That
Die gegenüber der Verräther
Mit frecher Liſt erſonnen hat.

Er blickt umher auf die Getreuen,
Auch ſie klagt ſeine Wehmuth an:
Sollt' ihn ſein Tagewerk gereuen?
Es ſcheint ihm faſt umſonſt gethan!
Ihr kranker Sinn war nie geſundet,
Sie wurden ſeinem Wort nicht reif
Und glaubten ſeine Stirn gerundet
Für einer Krone fremden Reif.

Er blättert vor im Buch der Zeiten
Und ſieht im Geiſte ſchon von fern
Das Sinnen, Grübeln und das Streiten
Um ſeines Wortes innern Kern:
Da wird man ihm in's Antlitz ſpeien!
Da wird man geiſſeln ihn und ſchmäh'n!
Da wird das Kreuzesholz gedeihen!
Da wird der Hahn ohn' Ende kräh'n!

Und immer wachſen ihre Heere,
Voll Kummer ſieht er auf die Schaar:
Sie breitet ſich wie Sand am Meere,
So zahllos und ſo unfruchtbar.
Sein Sternenauge ſchaut, getrübet
Von Thränen, auf zur Sternenflur:
Mein Herz iſt in den Tod betrübet,
Du, Vater, du verſtehſt mich nur!

Und liebreich ſpricht er zu den Seinen:
Bei dieſem Kelch gedenket mein!
Ich geh: Ihr werdet um mich weinen
Und könnt nicht fürder mit mir ſein.
Ich werd' euch Aergerniß bereiten
Und drob verläugnet ſein — und Ihr,
Ihr werdet ſchlafen mir zur Seiten,
Statt wach und ſtark zu ſein mit mir.

Ich laſſ' Euch Ein Gebot zu üben,
Dieß Erbe macht viel andres gut:
Ihr ſollt Euch, Kinder, herzlich lieben,
Dann fließt vergebens nicht mein Blut.
Das andre will ich einſam tragen
Und einſam auch von hinnen gehn: —
Ich hätt' Euch vieles noch zu ſagen,
Ihr aber könnt es nicht verſtehn.

## Muley Maluk, der ſterbende Sieger.

Der Maure wird vom Feind bedroht:
Im Feld des Kornes und der Palme
Sind Schaaren dichtgeſät wie Halme
Und lauſchen auf das Kampfgebot.

Dieß Heer führt Don Sebaſtian,
Er droht Alcaçars feſten Thürmen,
Er will den Atlas ſelbſt beſtürmen
Und ſpricht von Alexanders Bahn.

Ein Kreuzzug wird dieß Heer genannt:
Es ficht für eines Mauren Krone,
Es reißt den Mann des Rechts vom Throne: —
Bleibt wohl ſein Gott ihm zugewandt? —

Wenn ſich ein Volk bewehrt zur Schlacht,
Ein Fürſt hinausführt ſeine Mannen,
Des Fremden Uebermuth zu bannen, —
O freud'ger Zorn, ſiegreiche Macht!

Doch er, der Kriegsgott ſeinem Reich,
Auf den die ſtarken Kämpfer hoffen,
Vom Todesengel ſchwer getroffen,
Liegt er darnieder, krank und bleich.

Bricht jetzt des Reiches Säule ein,
Dann wird ſich ſein Geſchick vollenden,
Wird Allah ſeine Augen wenden,
Das ganze Land ein Leichnam ſein.

Hörſt du ſie jammern, Heldenfürſt,
Die tiefgebeugten Kampfgenoſſen,
Daß Du, von Ruhm und Sieg umfloſſen,
Zwei Feinden unterliegen wirſt! —

Da hat er ſchnell ſich aufgerafft,
Ein fremdes Leben ſpannt die Glieder,
Die matten Blicke leuchten wieder
Und künden ſeiner Seele Kraft.

Schon ſpricht er zu den Freunden laut:
Bringt meinen Tapfern gute Kunde,
Verheimlicht meine letzte Stunde,
Und kämpft, wie vormals, ſiegvertraut. —

Das Heer zieht ſtumm, wie in's Gericht.
Zum erſtenmal mit Furcht und Wanken;
Es ſiecht mit dem geliebten Kranken,
Es glaubt den bleichen Tröſtern nicht.

Der Muth gebricht, es flieht das Glück:
Der Chriſt ſcheint Flammen auszuſpeien,
Der erſte Stoß bricht ihre Reihen
Und ſchleudert ſie beſiegt zurück.

Doch ihr verlorner Schlachtenmuth
Iſt in dem Kaiſer aufgeglommen,
Er hat den Klageton vernommen,
Er brennt in wunderbarer Gluth.

Und plötzlich, ein geweihter Mann,
Erſcheint er in dem Feld der Wunden,
Der Kranke feuert die Geſunden
Zur Hoffnung und zur Kühnheit an.

So trägt man ihn die Reih'n entlang,
Und ſeine Krieger jauchzend hören
Die wohlbekannte Stimme kehren
Mit ihrem alten vollen Klang.

Jetzt dringen ſie begeiſtert vor,
Da fällt das Schwert, da fliegt die Lanze:
Der Krieg, im ſinnberauſchten Tanze,
Entfacht den wilden Opferchor.

Und fällt das Loos noch immer nicht?
Vergebens wird ſo lang gekämpfet?
Des Königs Feuer iſt gedämpfet
Und zittert als ein ſterbend Licht.

Der blaſſe Zweifel faßt ſie all:
Sie ſehen bang den Halbentſeelten,
Und wieder wanken die Geſtählten
Und ahnden ihres Reiches Fall.

Tod kämpft mit Leben, Luſt mit Leid,
Die ſchickſalsſchweren Körner rollen,
Doch ob den blutgedüngten Schollen
Schwebt Allah's Wage zum Entſcheid.

Jetzt iſt es um die Schlacht geſchehn,
Jetzt klirren ſchon die ehrnen Ketten,
Ein Wunder nur kann hier erretten,
Sonſt muß der Maure untergehn.

Schon biſt du, Geiſt der Kraft, genaht!
Du biſt's aus dem die Wunder quellen:
Will Noth in's Ungeheure ſchwellen,
Dann wird die ungeheure That.

Der Kaiſer iſt vom Tod erwacht!
Er reißt ſich aus dem Arm der Treuen,
Ein Roß trägt den erſtandnen Leuen
Auf Windesflügeln in die Schlacht.

Er ſelbſt iſt Reich und Heer allein.
So ſtürmt er an der Seinen Spitze,
Aus ſeinen Augen ſchlagen Blitze
In die erſchrocknen Gegner ein.

O Geiſt der Kraft! wer hält dir Stand?
Vom Kaiſer ſprüht ein tödtend Leben
Und ſeine hundert Siege ſchweben
Vernichtend über ſeiner Hand.

Er iſt nicht mehr des Todes Raub,
Iſt Todesengel ſelbſt geworden
Und ſchleudert die zermalmten Horden
Mit einem Schwertſtreich in den Staub. —

Riß ihn die Flucht zum Ocean?
Fiel er von des Mlarben Bolze?
Verweht, verſchollen iſt der ſtolze,
Der ſchöne Fürſt Sebaſtian. —

Bald liegt das Feld in tiefer Ruh:
Der Feind iſt hingemäht wie Halme,
Und ſeine Hügel deckt die Palme
Mit ihren breiten Blättern zu.

Und wo iſt er, des Tages Held? —
Nichts giebt's zu wirken mehr hienieden,
Und unverſehrt, in ſeinem Frieden,
Entſchläft er auf dem Siegesfeld.

## De Profundis.

Was braucht es weiter vorzuſeh'n in Tagen und in Stunden,
Als daß der Gott in jedem Schlag des Pulſes werd' erfunden?
Ja, gieb den Geiſt mir, Herre Gott! in Stunden und in Tagen,
Und wann ich ihn gewaltig ſpür', ſo hilf mir ihn ertragen!
Lehr' mich erkennen jedes Wort das aus dem Quell ſich ringet,
Ja was ich ſelber blindlings red', gieb daß es mich durchdringet!
Und was mir einmal hat geblitzt, das wahre mir zur Leuchte,
Auf daß es auch den Pfad erhellt, der mir umnachtet däuchte!

Nicht im verzerrteſten Geſicht ſei mir dein Antlitz fremde,
Auf daß ich träumen kann von dir ſelbſt noch im Leichenhemde.
Laß mich durchdringen unverwandt wozu ich bin berufen,
Und führſt du mich zu deinen Höh'n, gewähr' mir feſte Stufen!
Der Worte Baukunſt will ich nicht, ja mach mich lieber blöde,
Daß deſto mehr ich innerlich mit dir mich unterrede.
Gieb mir der Liebe Feuerglut, die Feuerglut des Weines,
Und werd' ich nie ein großes Licht, ſo bin ich doch ein kleines!

# Gnomen.

## 1. Offenbar und geheim.

Jedes Korn liegt in der Scholle,
Brauchst nicht weit darnach zu fahren,
So auch das Geheimnißvolle
Ruht nur in dem Offenbaren:
Aber tiefer, immer tiefer
Mußt du deinen Hammer tragen
Und mußt aus dem sprödsten Schiefer
Gold und Diamanten schlagen.

## 2. Glück und Seligkeit.

Jedweden der nicht für dich iſt,
Zähl' unter deine Feinde,
Denn wenn der Geiſt nicht welken ſoll,
Bedarf er der Gemeinde!
Und ob's auch einſam dir gelingt
In allen Lebensgleiſen,
Dich glücklich nennen kann ich wohl,
Doch nie dich ſelig preiſen!

## 3. Tod und Leben.

Die Todten ſind von uns gar ſtreng geſchieden
Und zwiſchen uns und ihnen iſt kein Frieden:
Wir weben in des Lebens Schwäch' und Kraft,
Doch ihre Ruh iſt kalt und ſchattenhaft;
Sie können uns, wir ihnen nicht vertrauen,
Fremd ſind ſich beide durch ein feindlich Grauen,
Und von den Liebſten ſo getrennt zu ſein,
Iſt den Lebend'gen mehr als Todespein.

## 4. Investitur.

Der Quelle Guß aus tiefſter Tiefe bricht,
Die Nacht muß ſelbſt ſie fördern an das Licht:
Der härtſten Felſen widrigſte Beſchwerung
Giebt lautern Stromes holdeſte Beſcheerung.
So du: vom kühlen Herzen, ſchiefen Blick
Flieh' in das feſte Heiligthum zurück,
Wohin die lächelnd lügenden Propheten
Des bodenloſen Weges nimmer treten.
Trifft du den Hain wo keine Blüte dorrt,
Verehr' ihn ſtill und frag' nicht nach dem Wort.
Da ſpüreſt du im Wehen hoher Bäume
Des ewig Schaffenden gewaltige Träume,
Und wenn du ſchauſt der tiefen Geiſter Spuren,
Die unverſtanden ſchnell vorüberfuhren,
Dann ſtrömt von deinem Schlag der reine Fluß,
Aus dem die Seele ſich erquicken muß.
Beb' nicht vor Einſamkeit, ſcheu nicht den Spott,
Denn wo der Prieſter iſt, ſchwebt auch der Gott.

## 5. Wegweiſer.

Willſt du den Weg zum Himmel gehn empor,
So mußt du treulich nach ihm ſehn empor,
Gerichtet, wie zum Pole der Magnet,
Ohn' dich zu wenden noch zu drehn, empor.
Dein feſtes Haupt erſchüttern darf kein Wind,
Er darf dir nur die Locken wehn empor.
Der Zukunft ſollſt du nichts auf Zinſen leih'n,
Sieh, alle Stunden zu dir flehn empor,
Wie ſie vorbeizieh'n: ſei doch unſer ganz,
Laß uns nicht in die Luft vergehn empor!
Es keimt dir immer wieder neu ein Feld
Von Saat, die du nicht durfteſt ſä'n, empor.
Ein jedes Lied ſing' als dein Schwanenlied,
Dann trägt dich jedes zu den Höhn empor.
Schöpf' ſtets das Gold das ſie dir bieten, ganz,
Sonſt zürnen dir die holden Feen, empor!
Zieh' die geballte Flut mit reiner Hand
(Laß keinen Tropfen dir entgehn!) empor;
Dann ſchwebt dein Leben heilig, unverſehrt,
Woher es kam als Gotteslehn, — empor!

## 6. Alt und Neu.

Willſt du verſuchen etwas Neu's zu ſagen?
Setz' ab, mein Freund, und ſpritz' die Feder aus!
Das alles iſt geſagt ſeit vielen Tagen.
„So muß ich mich hinlegen und verzagen?“
Auch das nicht! Baut man doch ein neues Haus
Vom ſelben Stein und von dem gleichen Holz,
Und billig iſt der Architekt drauf ſtolz,
Weil drin die neuen Generationen
Behaglich können wie die alten wohnen.
So mußt auch du dich denn zuſammenraffen,
Dem alten Inhalt neue Form zu ſchaffen:
Da wirſt du nimmer enden, nimmer darben!
Mit ſeinen Blumen ſtets, mit ſeinen Farben
Das gleiche Wort „ich blühe“ ſpricht der Lenz:
Das Leben ſelbſt iſt eine Reminiſcenz.

## 7. Der Dichter.

Der Dichter ein Apoſtel iſt,
Der ſeine Sendung wohl ermißt.
Er trägt ſein Evangelium
Getroſt in aller Welt herum,
Mit ſeiner Epiſtel voll Ernſt und Scherzen
Zielt er nach jedem guten Herzen.
Und wo man ihn nicht hören will,
Verhüllt er ſich die Augen ſtill,
Schüttelt den Staub von den Füßen ab
Und ſetzet fürbaß ſeinen Stab.
Er muß gehorſam weiter gehen,
An keinem Ruhplatz bleiben ſtehen,
Nicht nach Eltern noch Geſchwiſtern ſehen:
Auch legt er nie bis an ſein Grab
Das Zeugniß ohne die Marter ab:
Dafür iſt ihm in der Ewigkeit
Ein Sitz und goldner Stuhl bereit.

## An Uhland.

Der Waiſe, — weil man keinen ſeines Gleichen
In all der teutſchen Krone Steinen fand,
Hieß ein Karfunkel den aus Oſtens Land
Einſt Herzog Ernſt gebracht zu teutſchen Reichen.

So hört' ich, da in Stunden, ſchönen, reichen,
Ich lauſchend unter Deinem Lehrſitz ſtand, —
Aus tiefen Sagen Du, mit ſichrer Hand,
Den ächten Kern geſchält uns mochteſt reichen.

Verwaist iſt nun der Saal mit jenem Stuhle,
Verwaist auch wir: anmuth'ger Lehren Duft
Verlor ſich in dem dumpfen Dunſt der Schule.

Und auch das Kleinod iſt nicht mehr zu ſehen:
Es ruht verſenkt in der Geſchichte Gruft,
Um die, in's Herz verwundet, Waiſen ſtehen.

## Freiheit und Gleichheit.

(Matt. 18, 23 — 35.)

„Du biſt gezählt zu den verworf'nen Sündern!
Ich löste dich von zehentauſend Pfunden,
Auf deren Buße mir die Leiber ſtunden
Von dir und deinem Weib und deinen Kindern.

Und konnte das die kleine Schuld nicht mindern,
Um die du deinen Mitknecht hart gebunden?
Hinweg! im Kerker büße ſeine Wunden
Und nichts ſoll deine ſchwere Strafe lindern!“ —

Amerika, du gleichſt dem ſchnöden Knechte:
Du wardſt geriſſen gnädig aus der Noth,
Genießeſt Eigenthum und Menſchenrechte;

Und hältſt in Ketten dennoch deine Sklaven,
Und wirfſt auf deine eigne Freiheit Koth,
Wirfſt Koth auf deine Weiſen, deine Braven!

## Konſtellation.

Wenn Formen je durchaus ſich wiederholen
In der Geſchichte räthſelhaftem Reich:
Iſt Frankreich Alexander's Heimath gleich
Und theilt ihr Loos im Brennen und Verkohlen. —

Den Britten nenn' ich Punier unverhohlen. —
Wie Hellas iſt an Wiſſen Teutſchland reich,
Unſtät im Wollen und im Handeln weich. —
Numantia hieß das Trauerſpiel in Polen.

Und Rom? — — ſchon hör' ich ihre Lanzen ſchwirren,
Die Roſſe wiehern und die Feſſeln klirren,
Die Feſſeln ihrer Macht und ihrer Neuheit.

Land der Ottonen, Salier, Hohenſtaufen,
Wirſt du den alten Feinden dich verkaufen? —
Sie werden dir Zuchtmeiſter ſein zur Freiheit.

Gal. 3, 24.

## Der Dichter im Kerker.

Wird ſich's zum Leben, ſich zum Tode wenden,
Dieß ungewiſſe Loos? in deſſen Bangen
Ein kühnes Trauerſpiel ich angefangen
Und will mein beſtes Herzblut dran verſchwenden.

Nun muß, wenn dumpfen Laut herniederſenden
Geklirr und Tritte, mich die Furcht befangen,
Als ob der Arm des Richters nach mir langen,
Mein Held unzeitig würde mit mir enden.

Auch er muß ſtrengem Loos ſich unterwerfen:
Laß, ehern Recht, bis ihn verklärt ſein Leiden,
Die Schlangen mit verhaltnem Stachel lauſchen.

Dann aber eile nur, dein Beil zu ſchärfen!
Und über den vervehmten Häuptern beiden
Mag ſiegreich dann der Vorhang niederrauſchen.

## Verdienſt und Glück.

Auf eigne That ſoll keiner ſich verlaſſen:
Noch iſt kein Ird'ſcher ſelbſtgerecht geſtorben,
Und weh' ihm der mit Flöten und Theorben
Sein faules Lob verkündet auf den Gaſſen!

Ich habe nie das Brot mir ſchmecken laſſen,
Das ich im Schweiß des Angeſichts erworben:
Hab' ich mit breitem Fleiß die Zeit verdorben,
Muß ich die Noth und ach! mich ſelber haſſen.

Zwar, was die Menſchen Pflicht benennen, thu' ich,
Ich kann durch Diſteln brechen und durch Dornen,
Kann mit dem Hammer auf den Ambos klopfen;

Doch darum nicht in Stolz noch Freude ruh' ich: —
Zu Geiſt'gem kann den Geiſt das Glück nur ſpornen,
Das leiſe Nachts die Sterne niedertropfen.

## An N. K.

Wann auf dem Markt die Buden ſind errichtet
Und ſich die Leute drängen, dreh'n und drücken,
Mag man behaglich von den Giebeln blicken
Auf das Gewühl das ſummend ſich verdichtet.

In ſolchen Haufen, Robbenweis geſchichtet,
Da durft' es mir, dich aufzufinden, glücken:
Es war ein ſchneller Gruß, ein kurzes Nicken
Und aufwärts hatten wir uns ſchon geflüchtet.

Hier oben hört man das Getümmel gerne:
Man hätte Luſt, auf daß die Menge ſtaune,
Muthwillig mit dem Blasrohr drein zu feuern.

Am liebſten aber wenden wir uns ferne;
Uns winken Bücher, ein Geſpräch voll Laune,
Und ein beſcheidner Wein, es zu erneuern.

## Mährchen.

Ein altes Mährchen hat ſich neu begeben:
Es waren Roſ' und Nachtigall in Liebe,
Und mußten ſcheiden, weil auf Erden Diebe
Und Motten auch nach ſolchen Schätzen ſtreben.

Doch als in neuer Blüte ſteh'n die Reben,
Gelangt zur Nachtigall die Botſchaft trübe
Daß Roſe krank ſei, wenig Hoffnung bliebe
Für ihr in Frühlingspracht geknicktes Leben.

Der Sänger weint: ob ſie mir längſt verloren,
So muß ich doch zum zweitenmal ertragen
Den Schmerz der immer wieder wird geboren.

Denn immer werden ſüße Roſen ſterben
Und ewig werden Nachtigallen klagen
Daß Schönheit, Huld und Liebe muß verderben.

## E. M. K.

(9. Auguſt 1834.)

---

Die Morgenglocke rief: dem wachen Tage
Erſchloß ich die geſtärkten Augenlieder,
Und drüben ſank dein liebes Auge nieder
Beim Schlummerlied vom ſelben Glockenſchlage. —

O könnt' ich dir, ſtatt thatenloſer Klage,
Nur einen Strahl von meinem Tag hernieder
In deines Schlummers tiefe Nacht, dich wieder
Umdämmernd, ſenden zu dem Sarkophage! —

Nur dieſen Zauber will ein Gott mir ſchenken:
Ob deiner Grabesſtätte heil'gen Gründen
Aus meiner Liebe, meinem Dank und Sehnen,

Aus deiner Treue glüh'ndem Angedenken
Dir eine ew'ge Lampe zu entzünden
Und ſie zu nähren mit dem Oel der Thränen.

---

## Origenes.

Ein großes Leben will hier ſtille ſcheiden,
Ein Leben, vollgereift in heil'gen Gluten
Und ausgepreßt zu lautern Liebesfluten
Im Zorn der eignen Brüder wie der Heiden.

Der Greis kann nicht mehr ſeine Schaafe weiden:
Er ſitzt gebückt ob jenen Convoluten
Von Chriſti Leben, Lehren, Leiden, Bluten,
Sie zu vereinen, wählend zu entſcheiden,

Beſorgt, den heil'gen Text getreu zu wahren;
Und betet freudig, von der Einſamkeit
Umſchlungen wie von einem ſel'gen Eiland:

Du läßt, Herr, deinen Knecht in Frieden fahren,
Ich hab' ihn nicht geſehen in der Zeit, —
Hier ſchauen meine Augen deinen Heiland.

## Oedipus auf Kolonos.

Der Schmerz erſtirbt: zu friedlichen Geländen
Hinab führt der Geſchicke Fluß ſein Bette:
Was Leben, Sinn und Herz vernichtet hätte,
Das kann der Geiſt zum Niegeſchehnen wenden.

Es greift ein Gott herein mit gnäd'gen Händen
Und bricht entzwei des Fluches ſchwere Kette,
Mild ſchonend weggeführt zur ſtillen Stätte
Darf ungeſehn das Sterbliche vollenden.

Und jetzt, wo in Athen's gerechtem Frieden
Die Landſchaft herrlich ruht, die warme, klare,
Wird der Zerſchmetterte geweiht zum Richter,

Umrauſcht vom heil'gen Hain der Eumeniden: —
So hat vor Chriſto fünfthalbhundert Jahre
Erſonnen ſeinen Oedipus der Dichter.

## Norna Geſt.

Ein Licht ward von den Nornen ihm verliehen,
Als ſchon der Tod dem Kind ſtand auf der Lauer:
„Dieß Licht, gelöſcht, ſchützt deiner Jahre Dauer,
Entzündet läßt's dein Lebenslicht verglühen.“ —

Vorbei ſieht er dreihundert Winter ziehen,
Da wird ihm ſeines Alters Bürde ſauer;
Die Kerze brennt er an, und ohne Trauer
Fühlt er des Lebens letzte Funken ſprühen. —

So zehrt das Licht der Poeſie am Leben:
Wer's in ſich auszulöſchen hat vermocht,
Hat ſeinem ird'ſchen Theil Gedeih'n gegeben.

Ich geb' mein Leben hin, das volle, raſche;!
An dieſem Licht verbrennen mag's als Docht,
Und ſtirbt das Licht — zerſtäub', entſeelte Aſche!

## Weihnachten.

Am ſchmucken Baume flimmern hundert Kerzen,
Mit lichtem Blick, mit Jauchzen hüpft der Knabe
Und muſtert halb im Traume ſeine Habe;
Selbſt Alte lockt der Glanz zu frohen Scherzen.

Mein Auge, ſollte dich die Helle ſchmerzen?
Denkſt du, o Herz, an manche ſchöne Gabe
Von ihnen die da ſchlummern in dem Grabe?
Mahnt dich dieß Feſt an zwei gebrochne Herzen?

Friſch, Seele! deiner eignen Weihnacht denke,
Wie eine Flamme feſtlich dich durchdrang,
Wie dich begrüßten himmliſche Geſchenke,

Der Sonnengeiſt einzog durch alle Thore,
Und jenes ſchmerzlich ſtolze Lied erklang,
Das Opferlied: Anch' io sono pittore!

# Vonved.

## Fragment aus einer Tragödie.

---

(Eine norwegiſche Küſte, zur Linken das Meer mit einigen Fiſcherbooten, zur Rechten ein Wald, im Hintergrund Berge, welche ſchief gegen das Meer auslaufen, mit Felſen zwiſchen denen ein Thor ſichtbar wird. Man hört hinter der Scene ſingen).

Vonved und Troild, ſein Neffe, ſtehen am Ufer.

Vonved.

Ein ſchläfrig Handwerk, dieſe Fiſcherei!
Am Morgen fort, am Abend wieder heim,
Das iſt ein ewiger, enger, dumpfer Kreis:
Ein Glück, daß manchmal ihn der Sturm durchbricht! —
Doch horch! was iſt das für ein Lied?

Trolld.

Mein Fürſt,
Das Lied, von dem ich neulich dir erzählt,
Das wunderliche Mährchen deiner Fahrten;
Die Fiſcher ſingen's, wann ſie ziehn zum Meer. —
Sie nah'n, man kann ſchon jedes Wort vernehmen.

(Geſang nähert *)

Held Vonved bindet ſein Schwert zur Seiten,
Mit Kämpen lüſtet ihn zu ſtreiten;
So wunderlich iſt ſeine Fahrt,
Gar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Held Vonved!

(Ein Zug von Fiſchern, auf ihre Ruder geſtützt, kommt aus dem Wald hervor: ſie ſtutzen und halten ein).

Trolld.

Laßt euch nicht ſtören, Leute! fahret fort,
Singt euer Lied, der König will es hören.

(Sie ſtellen ſich auf und ſingen weiter).

Held Vonved bindet ſein Schwert zur Seiten,
Ihn lüſtet weiter hinauszureiten.
Zum großen Berge fort er reitet
Und ſieht wie der Hirt das Vieh da weidet.
Schau dich um, Held Vonved!

*) Die folgenden Verſe ſind aus einem däniſchen Lied genommen, welches in Nyerups Sammlung und teutſch bei Grimm zu finden iſt.

Und hör' du, Hirte, ſag' du mir:
Weſſ iſt das Vieh das du weideſt hier?
Was iſt runder als ein Rad erfunden?
Und wo wird der fröhlichſte Jul getrunken?
Schau dich um, Held Vonved!

Wo geht die Sonne zu ihrer Ruh?
Und wo liegen des todten Manns Füße zu?
Was füllet alle Thale aus?
Und wo iſt der beſte Wein zu Haus?
Schau dich um, Held Vonved!

Was ruft lauter als ein Kranich kann?
Und was iſt weißer als ein Schwan?
Was iſt ſchwärzer als ein Eiſenriegel?
Was raſcher als ein Reh über die Hügel?
Schau dich um, Held Vonved!

Welche Brück' iſt am breiteſten?
Und was iſt dem Menſchen am leideſten?
Wohin wird der höchſte Gang gefunden?
Und wo wird der kälteſte Trank getrunken?
Schau dich um, Held Vonved!

Da saß der Hirt, so still sein Mund,
Gar keine Antwort geben kunnt.
Sein Schwert der Held so stark auf ihn schwung,
Er schlug ihm aus die Leber und Lung.
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved ritt zur Sonderborg,
Da tranken die Kämpen den Meth ohne Sorg.
Er schlug mit dem Schwert die Kreuz und Queer
Schlug alle Feinde vor sich her.
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved ritt in Halland ein,
Bat die Wächter ihn zu lassen ein,
Doch keiner ihm entgegen ginge,
Da thät er über die Mauer springen.
Schau dich um, Held Vonved!

Er setzte sich oben an Tafelbord,
Und sprach dazu kein einig Wort.
Er trank, er aß, nahm Speise zu sich,
Den König fragt' er darum nicht.
Schau dich um, Held Vonved!

König Vidrich zu fünf Kämpen ſchrie:
Bindet den ſtolzen Geſellen hie!
Bindet ihr den fremden Gaſt nicht feſt,
So dient ihr mir nicht auf's allerbeſt.
Schau dich um, Held Vonved!

Nimm du fünf, nimm zwanzig dazu,
Komm du zur Kurzweil ſelbſt herzu!
Ein Hurenſohn, ſo nenn' ich dich,
Außer es ſei du bindeſt mich.
Schau dich um, Held Vonved!

König Esmer mein lieber Vater,
Und ſtolz Adelin meine Mutter,
Die thäten mir ſo hart verwehren,
Mein Gold mit keinem Schelm zu verzehren.
Schau dich um, Held Vonved!

War Esmer der König dein Vater,
Und ſtolz Adelin deine Mutter,
So biſt du Held Vonved, Kämpe ſchön,
Dazu mein lieber Schweſterſohn.
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved, willſt du bleiben bei mir,
Beides, Ruhm und Ehre ſoll werden dir,
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.
Schau dich um, Held Vonved!

Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wann du willſt halten deine Heimfahrt.
Doch das lüſtet ihn nicht zu hören,
Zur Heimath wollt' er zurücke kehren.
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved ritt den Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn,
Und als er kam geritten an's Thor,
Stunden zwölf Zauberweiber davor.
Schau dich um, Held Vonved!

Sie ſtunden mit Rocken und Spindel vor ihm
Und ſchlugen ihm über's Schienbein hin.
Held Vonved mit ſeinem Roß herumdringt,
Die Zauberweiber ſchlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Held Vonved!

So gieng er in den Königssaal ein,
Er aß, er trank den klaren Wein,
So schlug er die Goldharfe so lange,
Daß alle Seiten entzwei zersprangen.
Schau dich um, Held Vonved!

(Unter den letzten Strophen sind die Fischer in ihre Boote gestiegen und stoßen ab).

## Trolld.

Du lächelst, König: seltsam muß es auch
Vor allen dich gemahnen, deinen Lauf,
Der selber räthselhaft die Welt durchfuhr,
So fremd, so umgewandelt zu erkennen. —
Das ist nun eben wie's das Volk versteht:
Mit leichtem Sinn der alles schnell erhascht,
Nach seiner Weise deutet, wandeln sie
Die scharfgespitzten Fragen, womit du
Gleichwie mit Pfeilen, nach der Menschen Herzen,
Ja nach den Göttern unerklärbar zielst,
In seine Räthsel, die man witzig löst,
Das eingesetzte Pfand davonzutragen,
Und was sich dem Verständniß nicht entblößt,
Das wird als Zauberweib, als Schäfer todtgeschlagen.

## Vouved.

Dieß Lied hat ſchroffe Züge, und es iſt
Als reihten ſich Felsblöcke aneinander
Zu Strichen eines Bildes, — aber doch,
Wenn auch nicht mir, iſt's meinem Schatten ähnlich.
Ja mancher einzle Zug trifft zu und malt
Mir ſeltſam längſt vergeſſne Wirklichkeit.
Wie fügte nur die Sage ſich zuſammen? —
Selbſt in den Räthſeln iſt ein tiefer Sinn,
Mehr Wahrheit als du ahnden kannſt, verſteckt.
Zieh'n ſie denn nicht die ewigen Weiträthſel
Mit träumeriſchem Sinnen vor's Gericht?
Und löſen ſie prophetiſch unbewußt,
Denn über die Frage ſpottet ihre Löſung.
Und welche mächt'ge Weiſe hat das Lied!
Ich kenne ſie, ich hab' ihr oft gelauſcht
Von meinen heim'ſchen Felſen, die um's Meer
Ein ſcharfer Wall ſich thürmen, deren Fuß
Mit ſtolzem Brauſen, unzufriednem Murren
Die Brandung leckt, durch deren Häupter hin
Des Sturmes wilder Schmerz eintönig klagt.
So tönt dieß Lied, ſo bricht es plötzlich ab,
Als ſchnitt' man unverſehns die Saiten durch. —
Mein Schickſal klingt in dieſen Tönen nach.

Trolld.

Auch aus Geringem weiß dein tiefer Sinn
Bedeutungsvolle Funken zu entlocken.

Bouvet.

Ich bitt' dich, Trolld, woher iſt dieſes Lied?

Trolld.

Mein Fürſt, es war auf einmal da: woher,
Weiß niemand; da du ferne wareſt, traf
Manch ein Gerücht von deinen Fahrten ein,
Entſtellt, voll wunderbarer Abenteuer,
Doch ſchnell ergriffen nach des Volkes Art;
Da kam denn nach und nach das Lied zuſammen:
Zuerſt vernahm ich einzle Laute nur,
Die floßen in einander, Bächen gleich,
Und brausten bald vereinigt durch das Land.
Ein alter Sänger war damals bei uns,
Ein heitrer Greis, er kam von Süden her
In fremder Tracht, ein himmelblauer Mantel
Flog um ihn her, darauf ein goldner Greif
Geſtickt war, auf dem jugendlichen Haupt
Trug er ein grünes Kränzlein, unter dem
Die langen weißen Locken niederfloßen.
Des Nordens Zunge, die er gut verſtand,
Klang anders doch und fremd in ſeinem Mund;
Da war es oftmals luſtig anzuhören

Wie er die Worte durcheinander warf,
Und wenn man ihn beſchrie, ſo ſprach er wohl:
Ich bin ein guter Reuter, weiß die Sprache
Sattſam zu zügeln, daß ſie mich nicht abwirft,
Ich aber jage gern mit ihr davon.

Vonved (ſinnend für ſich).

Ganz wohl. Das iſt mein alter Freund Riol.
Wie kam er hieher?

Trolld.

Der war ganz beſonders
Geſchäftig, unter uns das Vonvedslied
Umherzutragen: hin und her geſpornt
Ward er von jedem neuen Lied, er mag
Viel Wunderliches beigetragen haben
Zu manchem, denn er lebte mit dem Volk
Und merkt' auf ſeine Sitten und Geſänge.
Von ihm hab' ich dieß Lied zuerſt gehört,
Und als einmal die Knaben und die Mädchen
Im Freien es zu ihrem Reigen ſangen,
Saß ich zu ihm (er hörte munter zu):
Ohm! — ſo ließ er ſich nennen — ſagt mir doch,
Was ſoll der Unſinn? da ſah er mich an
Und lachte, wie es ſeine Art ſo war,

In ſich hinein: das kannſt du nicht verſtehn,
Wär' Bonved hier, gewiß er freute ſich. —
Doch wann ein neues Lied im Umlauf war
Und einer ihn befragte wer's gemacht,
Dann ſang er in die Saiten dieſe Worte:

Aus dem Boden iſt's gedrungen,
Vögel haben's nachgeſungen,
Von den Zweigen klingt es dort,
Lüfte tragen's weiter fort.

Bonved.

Ja er hat Recht, der lebensvolle Greis:
Wir ſind's nicht ſelber was wir ſind. Es lebt
Um uns und über uns, wir greifen's auf
Und ſind's nicht ſelber, denn was in uns iſt,
Das iſt ein ſtummer Zeuge. — — Seltſam Loos!
Ich bin unruhig durch die Welt gefahren,
Durch ferne Meere ſchwankend ſtrich mein Kiel,
Im Land der Pyramiden irrt' ich um,
Die Sphinx gab dunklen Fragen dunkle Antwort,
In Winkeln dieſer Erde, die kein Fuß
Vor mir betreten hat, durch Schlangen hin,
Durch Löwen, durch Hyänen mit dem Schwert,
Oft ohne Nahrung, ging mein fruchtlos Suchen,
Um jetzt in einem Volkslied auszuruhn,

Als würd' ich drin begraben. Iſt vielleicht
Das alles was von Vonved übrig bleibt?
Es ſei! ich will in meines Volkes Traum,
Im dunklen Herzen dieſes Liedes leben,
Und eine Sage ſoll mein Denkmal ſein.
Ruf mir ſogleich das Volk zuſammen, Trolld! —
Noch eins! du kennſt mein Boot: ich hab's geſchmückt,
Damit es würdig werde aufbewahrt
Zu meinem Angedenken: bring's herbei
Und häng' es an des Thores Säulen auf
Mit einer Kette die hinunter reicht
Bis in die tiefſte Tiefe: nimm dazu
Den Sven der meinem Dienſt vereidet iſt.

Trolld.

Was ſinnſt du?

Vonved.

Laß es gut ſein, frage nicht.
Mein Will' iſt's und dein Vortheil: richt' es aus!

Trolld.

Sogleich ſoll dein Gebot vollzogen werden.

(ab)

## Bonved.

Entſchieden iſt's, es endet mein Geſchick,
Die Räthſel ſchweigen. — O beglücktes Volk!
Das in einfache, ſtarke Klänge faßt
Den Inhalt eines unverſtandnen Lebens,
Mehr ſagend als in offnen Worten liegt.
Ich ſeh's, ihr werdet ſchalkhaft noch und kühn
In Mährchen ſelbſt mit euren Göttern ſpielen.
Auch mich habt ihr verwandelt in ein Kind:
Mir ſteigen Schatten auf als kämen ſie
Wo anders her. Mir iſt's als gäb's ein Wort,
Ein heilend Wort, das ich ſo lang geſucht
Und nicht gefunden, — wie ein lieblich Düften
Weht eine Ahndung mich aus Oſten an:
Ein Bild kommt mir in Sinn aus ferner Zeit
Von meiner Reiſe durch Aegyptens Wunderland,
Wo mir mein ſchöner junger Freund Begleiter war.
Mit Frühlingsfarben ſteht es vor mir da:
Wir hielten in dem Schatten einer Palme
Die Abendraſt beim letzten Sonnenſtrahl,
Da kamen Wandrer durch die Bäume her,
Ein Maulthier trug ein Weib mit einem Kind
Und ward geführt von einem rüſt'gen Greiſe;
Die lagerten uns gegenüber ſich
Im ſanften Frieden eines Palmenbaums.
Wohl hab' ich hohe Herrlichkeit geſeh'n,

Die Pracht der Fürſten, der Gemälde Kunſt,
Die reichſte Schönheit von Gebirg und Flur,
Doch ſolch bewältigenden Anblick nicht:
Wie ein Gemälde waren ſie vor uns,
Erſonnen von dem tiefſten aller Meiſter.
Der Greis ſtand ſeitwärts, ſtumm, gedankenvoll;
Umwallt von Blumen ſaß die Mutter da,
Das ſchönſte Weib, in anmuthvoller Ruh,
Und ſpielte mit dem Knaben alſo hold,
Daß meinem Freund die Augen übergiengen,
Den Jüngling, ja mir ſelbſt, der nie geweint,
Erbangend pochte das bezwungne Herz.
Der Knabe ſah ſie freundlich an und groß
Mit ſanften Augen, doch durchdringenden,
Die gleichwie Schwerter in die Seele giengen;
Da dacht' ich, dieſer wird ein Herrſcher einſt,
Und müßt' er hundert andre niederbeugen.
Schräg auf ihn fiel des Tages ſcheidend Licht,
Und miſchte ſich mit der Gezweige Schatten,
Des Himmels Blau, des Bodens buntem Schein
Zu einer überirdſchen Farbe Hauch,
So daß es ſchien, als ob die ganze Welt
Befliſſen wäre, dieſes Bild zu zieren.
Und als ſie fürder zogen, Abendwärts,
Da drückte mein Genoſſe mir die Hand,
Und zog ſehnſüchtig ihren Spuren nach.
Im Dunkel waren alle ſchnell verſchwunden,

Mich aber trug mein Roß vom Palmenthal
Zu fernen Wüſten, rieſ'gen Bergen fort. —
Was aus dem Jüngling wohl geworden iſt?
Was aus dem Kinde? hab' ich recht geſehn?
Hat's einen Königsthron ſich in den Stürmen
Des Orients errungen? einen Strahl
Von ſeines Glückes Sonne jenem auch
Heilbringend auf die Stirne fallen laſſen? —
Doch wozu ſoll das mir? es löst mir nichts!
Vielleicht rauſcht unverſtanden ſein Geſchick
Wie meines hin, wird wie mit mir zuletzt
In ſeiner tiefſten Bruſt mit ihm verſenkt,
Und ruht am Herzen ſeiner Mutter Erde.
Dahin bin ich gelangt, die Müdigkeit,
Der Schlummer drückt mich, und es thut mir noth,
In eine ſtille Gruft hinabzufahren.

(Indeſſen ſind Volkshaufen von allen Seiten hereingeſtrömt und haben ſich auf den Anhöhen und in der Ebene aufgeſtellt, ſo daß die ganze Scene erfüllt iſt. Im Hintergrund öffnet ſich das Thor und läßt eine weite Kluft erblicken: über ihr hängt Wanved's Boot, mit Gold ausgelegt und mit Edelſteinen verziert. Sven lehnt an einer Säule daneben).

Trolld (tritt vor).

Erfüllt iſt dein Geheiß.

Vonved.

Ich danke dir.

(Zum Volk gewendet).

Es iſt ein ſchöner Abend, — ſeht, das Meer
Hat ſich geſtillt, und liegt im Frieden da,
Die Sonne lächelt von den Bergen mir
Noch einen Gruß, dem alten Reiſ'gefährten,
Denn ich bin viel mit ihr gewandert.
Die Stunde iſt zum Abſchied paſſend. — Wann
Das Meer hoch geht und dann ſich wieder legt,
Wann ihr die Sonne kommen ſeht und geh'n,
Dann denkt an Vonved, denkt, ſo viel kann man
Von einem Leben wiſſen und verſtehn.
Dann finget euer Schau dich um, Held Vonved.
Lebt wohl!

Volk.

Vonved, verlaſſ' uns nicht!

Vonved.

Lebt wohl!

(Auf Trolle zeigend).

Den laſſ' ich euch zum König, — huldigt ihm.
Er iſt noch jung und von geſundem Mark;
Ich hab' des Lebens Luſt und Kraft verloren:
Gönnt mir die Ruhe, laßt mein Auge ſich,
Das weit umhergeſchweift, zur Ruhe ſchließen.

(Er geht in den Hintergrund).

Sven, thu was ich dich heiße, zaudre nicht.
Nein! ſträub' dich nicht! Gedenke deines Eids!
Das Boot bereite zum Hinunterfahren.
Trolld! nimm hier meinen goldnen Siegelring,
Verwahrt ihn in dem Waffenſaal, und ſchreibt
In das Geſetzbuch dieß mein letzt Gebot:

Wann einſt die Götter wieder niederſteigen
Und Frag' und Antwort wechſeln mit den Menſchen,
Wann ſtumme Thiere, Bäume, Kräuter, Steine
Die längſt verlorne Sprache wieder finden,
Und wann auf allen Thronen Kinder ſitzen,
Dann ſchickt zum Abgrund euren erſten Sänger,
Der werfe mir den Ring herab und rufe:
Wach' auf, Held Venved!

(Er ſteigt ins Boot und wird hinabgelaſſen).

Trolld.

Wie ſchauerlich die Kette durch die Haken klirrt!
Leb' wohl, hochherz'ger König!

Vonved

(unſichtbar aus der Tiefe).

Lebe wohl!

(Nach einiger Zeit zieht Even die Kette zurück).

# Uebersetzungen.

## Die Romanze von Alhama.

(Aus dem Spaniſchen.)

Reitet durch die Stadt Granada
Hin und her der Fürſt der Mohren,
Sprengt den Renner von Elvira's
Bis zu Vivarambla's Thoren.
Wehe mir, Alhama!

War ein Schreiben angekommen
Ihm Alhama's Fall zu ſagen:
In das Feuer flog der Brief
Und der Bote fiel erſchlagen.
Wehe mir, Alhama!

Von dem Maulthier ſpringt er nieder,
Eilig auf ein Roß geſtiegen
Durch den Zacatin hinauf
Seht ihn zum Alhambra fliegen!
Wehe mir, Alhama!

Augenblicks gebeut der König,
Angelangt an ſelber Stätte,
Daß Trompetenſchall ertöne,
Mit dem Klang der Klarinette.
Wehe mir, Alhama!

Wirbelnd rufen zu dem Kampfe
Sollen Trommeln ohne Weilen,
Daß von Vega und Granada
Alle ſeine Mohren eilen.
Wehe mir, Alhama!

Wie den Schall die Mohren hören,
Der ſie ruft zum blut'gen Hader,
Eins zu eins und zwei zu zweien
Bilden ſie ein lang Geſchwader.
Wehe mir, Alhama!

Solches ſprach ein alter Mohr,
Redete mit dieſen Worten:
Fürſt! Wozu ſind wir berufen?
Fürſt! Was ſoll das Kriegsheer dorten?
Wehe mir, Alhama!

Freunde, ſchlimme Neuigkeit
Habt aus meinem Mund zu wiſſen,
Daß mit ſtarker Hand Alhama
Chriſten haben uns entriſſen.
Wehe mir, Alhama!

Solches ſprach drauf ein Alfaqui,
Weiß am Bart und grau von Jahren:
Guter König, guter König,
Du haſt nach Verdienſt erfahren.
Wehe mir, Alhama!

Mörder der Abencerragen,
Die Granada's Flor geweſen,
Haſt du Flüchtlinge Cordova's
Dir zu Rittern auserleſen.
Wehe mir, Alhama!

Drum haſt du verſchuldet, König,
Eine Buße, doppelt herbe:
Daß du ſtürzeſt mit dem Reiche
Und Granada's Macht verderbe.
Wehe mir, Alhama!

Wenn man nicht Geſetze achtet,
Iſt's Geſetz daß alles falle;
Drum zu Grunde geht Granada,
Und du gehſt zu Grund wie Alle.
Wehe mir, Alhama!

Feuer von des Königs Augen
Auszuflammen jetzt begonnte,
Daß der andre alſo trefflich
Von Geſetzen reden konnte.
Wehe mir, Alhama!

Könige wiſſen daß es nimmer
Ein Geſetz giebt ſie zu höhnen!
Dieſes ſpricht der Mohrenkönig,
Schnaubt und knirſchet mit den Zähnen.
Wehe mir, Alhama!

Mohr Alfaqui, Mohr Alfaqui,
Mit dem altergrauen Barte,
Greifen hieß der König dich
Um Alhama's Fall und Scharte.
Wehe mir, Alhama!

Abzuſchlagen dir das Haupt,
Am Alhambra aufzuſtecken,
Das gebot er dir zur Strafe,
Andre warnend abzuſchrecken.
Wehe mir, Alhama!

Edle Ritter, gute Leute,
Gehet hin von mir zum König,
Sagt dem König von Granada,
Dieß ſein Urtheil acht' ich wenig.
Wehe mir, Alhama!

Sondern daß Alhama hin iſt,
Das liegt ſchwer auf meiner Seele;
Wenn ſein Land verlor der König,
Giebt's was andre tiefer quäle.
Wehe mir, Alhama!

Eltern weiß ich, die um Kinder,
Gatten die um Gatten kamen,
Der hat all sein Glück verloren,
Und ein andrer Ehr' und Namen.
Wehe mir, Alhama!

Meine Tochter ist verloren,
Die als Rose war bewundert:
Ja, Dublonen, sie zu retten,
Gäb' ich unbedenklich hundert.
Wehe mir, Alhama!

Da Alfaqui so gesprochen,
Schlug man ab das Haupt dem Greisen,
Und sie brachten's zum Alhambra,
Wie der König sie geheißen.
Wehe mir, Alhama!

Männer, Kinder, Weiber weinten,
Die Alhama's Fall vernahmen,
Auch, soviel im Reich Granada
Ihrer waren, alle Damen.
Wehe mir, Alhama!

In den Straßen, an den Fenstern
Sah man große Trau'r der Mohren;
Wie ein Weib der König weinte,
Denn er hatte viel verloren.
Wehe mir, Alhama!

## Scheidelied.

(Aus dem Holländiſchen.)

Fahr wohl, fahr wohl, mein ſüßes Lieb,
Nun geht es an ein Scheiden:
Ich zieh ſo fern, und ſo fern von hier,
Und ſo fern wohl über die Haiden.

Wohl über die Haide, wohl über den Sand
Mit traurigem Herz und Sinnen:
Wohl mag ich gewinnen das Vaterland,
Treue Liebe nicht gewinnen. —

Und ſiehſt du nicht blühen überall,
Nicht die Bäume grünen und blühen?
Und ſoll ſchon morgen die Nachtigall
Mit andern Vögelein ziehen,

Soll ſingen dir über Haide und Sand,
Du ſollſt ihr Singen wohl hören:
Sie ſingt dir nach bis in's Vaterland,
Was treue Liebe thät ſchwören. —

Nun hör' ich kleiner Vögelein Sang
Und wandere über die Haiden.
Nun thut mir auch all mein Leben lang
So weh und ſo weh das Scheiden!

## Liebe bis in den Tod.

Holländisches Volkslied.

---

Es taget aus dem Osten,
Das Licht will nicht verziehn:
Wie wenig weiß die Liebste,
Wohin ich muß entfliehn!

Wären's all meine Freunde,
Die meine Feinde sind,
Ich führt' euch aus dem Lande,
Mein Trost, mein liebstes Kind. —

Wohin wollt ihr mich führen,
Stolz Ritter wohlgemuth? —
Wohl unter die grüne Linde,
Mein Trost, mein werthes Gut! —

In meines Liebſten Armen
Lieg' ich mit ſanftem Muth,
In meines Liebſten Armen,
Stolz Ritter wohlgemuth! —

Liegt ihr in des Liebſten Armen?
Bei Gott, das iſt nicht wahr!
Geht unter die grüne Linde,
Erſchlagen ſo liegt er dar. —

Das Mädchen nahm ihren Mantel
Und gieng hinaus in's Land
Wohl unter die grüne Linde,
Wo ſie ihn erſchlagen fand.

Und liegſt du hier erſchlagen,
Erſtickt in deinem Blut?
Das hat gethan dein Rühmen
Und dein viel hoher Muth.

Und liegſt du hier erſchlagen,
Der mich zu tröſten pflag?
Wie haſt du mir nun gelaſſen
So manchen trüben Tag! —

Das Mädchen kehrte ſich um und um
Und gieng zurück durch's Land
Vor ihres Vaters Thür,
Die ſie verſchloſſen fand.

Und iſt hier Niemand drinnen,
Noch Herr noch Edelmann,
Der mir nun dieſen Todten
Zur Erden helfen kann?

Die Herren ſchwiegen ſtille,
Sie ſprachen all kein Wort:
Das Mädchen kehrte ſich um und um
Und gieng mit Weinen fort.

Mit ihren gelben Haaren
Sie ihm das Blut abrieb,
Sie ſchloß mit den weißen Händen
Die Augen ihrem Lieb.

Mit ſeinem lichten Schwerte
Damit grub ſie das Grab,
Mit ihren lichten Armen
Ließ ſie ihr Lieb hinab.

Mit ihren lichten Händen
Sie ihm das Glöcklein ſchwang,
Mit ihrer hellen Kehle
Sie ihm die Vigilie ſang.

Nun will ich mich begeben
In's Nonnenkloſter hinein,
Und tragen den ſchwarzen Schleier
Zu Ehren des Liebſten mein.

## Sonett von Vittorelli.

(Im Namen eines Vaters dessen Tochter kaum vermählt gestorben war, an einen andern dessen Kind in's Kloster gieng.)

(Aus dem Italienischen.)

---

Zwo Töchter, schön, bewundert, tugendhaft,
Sind uns Beglückten, Unglückseligen kommen
Vom Himmel der zum seligen Loos der Frommen
Sie gnädig wählend beide weggerafft.

Die meine traf des schnellen Todes Schaft,
Als noch des Hochzeitreigens Fackeln glommen;
Die deine ward zur stillen Pfort' entnommen
Und liegt gefangen in der ew'gen Haft.

Doch dir vergönnt die eiferſücht'ge Schwelle,
Der tiefe Schlund der jede Rückkehr wehret,
Der Tochter Stimme doch, die fromme, reine.

Vergießend einen Strom der herbſten Quelle,
Komm' ich zu meines Kindes Marmorſteine,
Ich klopf' und klopfe — keine Antwort kehret.

## Die Phantasiereise.

(Nach Beranger.)

Schon naht der Herbst, mir neue Schmerzen bringend,
Auf seinen Fittigen so kalt und feucht;
Geduldig stets, mit Furcht und Armuth ringend,
Seh' ich des Frohsinns Blüten mir erbleicht.
Weg aus Lutetiens Schlamm! Ein schöner Aether
Soll mir in das erschloss'ne Auge sehn!
Nach Hellas träumt' ich jünger mich und röther:
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben gehn!

Homeren will man übersetzt mir geben?
Ich glaube was Pythagoras gelehrt!
Mir gab die Stadt des Perikles das Leben!
Ich sah im Kerker Sokrates verklärt!
Gepriesen hab' ich Phidias' Wunderwerke!
Die Ufer des Ilissos blühen sehn!
Der Bienen Schwarm geweckt auf ihrem Berge!
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben gehn!

O daß nur einmal dieſer Strahlen Süße
Mein Herz erfriſchte, blendend meinen Blick;
Die Freiheit ruft, die ich von Weitem grüße:
Herbei zu Thraſybulos' Sieg und Glück!
Fort! fort! ſchon fliegt das Schiff aus ſeinen Banden,
Mich laſſ', o Meer, dein Schooß nicht untergehn!
Laſſ' im Piräos meine Muſe landen!
Dahin, dahin möcht' ich zu ſterben gehn!

Ein holder Himmel deckt Italiens Lande,
Doch hat die Sklaverei ſein Blau verhüllt.
O ſteure, Fährmann, hin zu jenem Strande,
Wo ein ſo reiner Tag herniederquillt!
Welch Meer iſt dieß? was dieſer Fels ſo wüſte?
Welch eine Sonne leuchtet dieſen Höhn?
Die Tyrannei erſtirbt auf dieſer Küſte;
Dahin, dahin möcht' ich zu ſterben gehn!

Vergönnt am Port die Landung dem Barbaren,
Jungfrau'n Athen's, ermuthigt meinen Sang!
Den kargen Himmel ließ ich für den klaren:
Dort lebt der Genius in der Fürſten Zwang.
Die Leier rettet, die ſie ſchwer bedrängen! —
Und ließ ſie ein Gefühl in euch erflehn,
Wollt mit Tyrtäos' Staub den meinen mengen!
Dahin! dahin durft' ich zu ſterben gehn!

---

## Stern der Nacht.

(Nach Byron.)

---

Du Sonne der Schlafloſen, düſtrer Stern,
Deß' thränenvoller Schimmer zittert fern,
Du zeigſt die tiefe Nacht, erhellſt ſie nicht,
Dem hingeſchwundnen Glücke gleicht dein Licht.
So glimmt Vergangenheit: ihr Strahl iſt rein,
Doch kann nicht wärmen ihr unmächt'ger Schein;
Gram wacht bis ſolch ein Nachtſtrahl niederwallt,
Sichtbar, doch ferne, klar, doch ach! wie kalt!

---

# Der ſchwarze Mönch.

(Aus Byron's Don Juan.)

---

Habt Acht, vor dem ſchwarzen Mönch habt Acht,
Der am Normannſteine weilt!
Er ſpricht Meſſ' und Gebet um Mitternacht
Aus den Tagen die längſt enteilt.
Als der Herr vom Hügel, Amundeville,
Die Normannkirche gewann,
Vertrieb er die Brüder, doch einer will
Von da nicht weichen fortan.

Der Lord war von König Heinrich geſandt,
Die Kirche zu beugen dem Thron,
Mit dem Schwert in der Hand, mit Fackel und Brand
Den Widerſpenſt'gen zu drohn.
Ein Mönch nur bleibt, den kein Bann vertreibt,
Er ſcheint nicht von Staube gemacht;
Im Vorhof er geht, im Dom er ſteht,
Doch er wird nur geſehen bei Nacht.

Und ob er Gutes, ob Böſes will,
Zu ſagen ich nicht vermag,
Doch ſtets das Haus von Amundeville
Umwandelt er Nacht und Tag.
Und der Ruf ergeht, daß am Brautbett er ſteht,
Wann erglänzt die hochzeitliche Kerz',
Und am Todbett dicht, wie die Sage ſpricht,
Verweilt er, doch nicht in Schmerz.

Wann ein Erb' erſcheint, wird gehört wie er weint,
Und eh' ein Unglücksfall
Ueber's Haus bricht herein, im Mondenſchein
Durchwandelt er Hall' um Hall'.
Die Geſtalt mögt ihr ſchauen, das Antlitz nicht,
Die Kutte beſchattet es tief,
Doch das Auge deß' Licht durch die Falten bricht
Iſt von einem der längſt entſchlief.

Doch habt Acht, vor dem ſchwarzen Mönch habt Acht,
Der ſtets noch ſein Reich behält,
Der als der Erbe der Kirche wacht,
Wie Recht und Geſetz auch fällt.
Amundeville iſt Herr bei Tag,
Doch der Mönch iſt Herr bei Nacht,
Und es wagt's kein Vaſall, auch bei Wein und Gelag,
Zu verſuchen des Bruders Macht.

Verſtöre nicht ſeinen ſtillen Gang,
Dann bringt er auch dir kein Grau'n:
Er ſchwebt im dunklen Gewand entlang,
Wie der Thau ſtreicht über die Au'n.
Nun, Gnade ſei mit des Mönches Geiſt,
Gott helf' ihm, bös oder rein,
Und für ihn, wie ſein Gebet auch heißt,
Soll unſres geſprochen ſein.

## Don Juan in Griechenland.

(Nach Byron.)

---

Hellenenland! Hellenenland!
Wo Sappho's Lieb' und Lied erglühte,
Wo Kriegs- und Friedenskunſt erſtand,
Wo Delos aufſtieg, Phöbos blühte!
Noch ſiehſt du ewigen Lenz hier prangen,
Doch alles andre iſt vergangen.

Was Chios', Teos' Muſe ſang,
Die Heldenharfe, Liebeslaute
Fand Ruhm, — hier jetzt ein fremder Klang:
Ihr Heimland nur iſt ſtumm für Laute,
Die weſtlicher, denn einer Alten
„Elyſiſche Inſeln" wiederhallten.

Die Berge ſchau'n auf Marathon,
Und Marathon ſchaut nach dem Meere:
Ein Veilchen träumt' ich dort davon
Daß Hellas noch das freie wäre;
Denn an dem Grab wo Perſer ſchlafen,
Wer wähnte da ſich einen Sklaven?

Dort über Salamis blickt her
Ein Felſenhaupt; drauf ſaß ein König,
Und tauſend Kiele trug das Meer
Und Völker, all' ihm unterthänig;
Bei Tagesanbruch zählt' er die:
Beim Niedergang, wo waren ſie?

Und wo ſind ſie? und wo biſt du,
Mein Vaterland? die Heldenmuſen
Am ſtummen Ufer ſind zur Ruh
Und nicht mehr ſchlägt der Heldenbuſen!
Ach daß der Lyra Götterſpiel
In Hände, wie die meinen, fiel!

Verknüpft zwar einem Sklavenvolke,
Iſt doch ein Dichter halb verſöhnt,
Wenn ihn im Singen eine Wolke
Von patriot'ſcher Scham verſchönt;
Denn was blieb hier ihm? für Hellenen
Ein Schamroth, und für Hellas Thränen!

Nur Thränen dem geſchwundnen Glücke?
Nur Scham? — die Väter zollten Blut!
Gieb, Erde, einen Reſt zurücke
Der Sparter die ſo lang geruht!
Laß drei nur der dreihundert finden,
Ein neu Thermopylä zu gründen!

Wie? ſtumm noch immer? ſtumm noch Alles?
Nein, Ruf der Todten dringt herauf,
Wie Schall des fernen Waſſerfalles;
„Ein lebend Haupt nur ſtehe auf!
Nur Eins! — Wir werden uns erheben!“ —
Ach, ſtumm ſind die nur die da leben.

Umſonſt, umſonſt! ſchlag' andre Saiten;
Füllt hoch das Glas mit ſamiſchem Wein!
Den türkiſchen Horden laßt das Streiten,
Gießt Blut von Scio's Reben ein! —
Horch, wie ſie jauchzen aller Orten,
Geneigt ſo ehrvergeſſnen Worten!

Noch jetzt habt ihr den pyrrhiſchen Tanz:
Wo iſt der pyrrhiſche Phalanx blieben?
Warum aus ſolcher Künſte Kranz
Habt ihr die würdigſte vertrieben?
Nicht iſt euch Kadmos' Kunſt entſchwunden:
Wähnt ihr für Knechte ſie erfunden?

Genug! — vom ſamiſchem Weine zecht,
Aus dem Anakreon die Geiſter
Der Lieder ſög: auch er war Knecht,
Doch ein Polykrates ſein Meiſter!
Ein Fürſt: wohl! wem wir damals ſchworen,
War doch im Vaterland geboren.

Der auf dem Ebersonnes gebot,
Der Freiheit beſter, kühnſter Freund,
Miltiades war der Despot:
O daß die Sonne, die uns ſcheint,
Tyrannen ſeiner Art erblickte!
Wir wären Knechte, feſtgeſtrickte.

Füllt hoch das Glas mit ſamiſchem Wein!
Auf Suli's Felſen, Parga's Auen
Haust ein Geſchlecht noch, kräftig, rein,
Als wär's geſäugt von Doriſchen Frauen;
Da mag wohl eine Saat erſtehen,
Die Herakliden nicht verſchmähen!

Hofft nicht auf Freiheit von dem Franken,
Ein Handelsmann iſt ſein Gebieter!
Der Hoffnung einz'ge Zweige ranken
Um eure Schwerter, eure Glieder!
Doch türk'ſche Kraft, latein'ſche Tücke
Bräch' euren breit'ſten Schild in Stücke.

Füllt hoch mit Samier den Pokal!
Durch's Grün der Jungfrau'n Tänze ziehen;
Es blitzt der ſchwarzen Augen Strahl,
Die herrlichen Geſtalten glühen:
Brenn', heiße Thräne, meine Augen,
Daß Sklaven ſolche Brüſte ſaugen!

Ich will mir Sunium's Marmor küren
Zum Sitze, wo nur Wogen nah'n
Und leis mit mir Geſpräche führen;
Dann ſing' und ſterb' ich dort, ein Schwan.
Nie ſei ein Sklavenland das meine,
Stürzt um dieß Glas mit ſamiſchem Weine!

## Jephtha's Tochter.

(Zu einer hebräiſchen Melodie nach Byron.)

---

Weil mein Gott und mein Land es gebot,
Daß, o Vater! ich geh', in den Tod,
Weil dein Sieg durch den Eid ward gelöst,
Triff die Bruſt die für dich iſt entblößt.

Meine Klage die iſt nun geſcheh'n,
Und die Berge nicht fürder mich ſeh'n:
Führt die Hand die ich liebe, den Stoß,
O ſo kann mich nicht ſchmerzen mein Loos.

Und verſichert darfſt, Vater, du ſein,
Daß das Blut deines Kind's iſt ſo rein
Wie dein Segen, der, eh es noch fließt,
Mir tröſtend das Sterben verſüßt.

Ob zum Himmel der Klageruf ſteigt,
Sei der Richter, der Held ungebeugt!
Dir ja hab' ich gewonnen den Streit,
Habe Vater und Heimath befreit.

Iſt dieß Blut nun, dein Erbe, verrauſcht,
Stumm der Mund dem du liebend gelauſcht,
Denk des Ruhmes dann, den ich erwarb,
Und vergiß nicht daß lächelnd ich ſtarb.

## O weint ums Volk.

(Zu einer hebräiſchen Melodie nach Byron.)

O weint ums Volk das weint an Babel's Strand,
Ihr Heiligthum iſt wüſt, ein Traum ihr Land.
Weint! ach, verſtummt iſt Juda's Harfe nun:
Klagt! wo ihr Gott gethront, die Spötter ruhn.

Wo netzet Iſrael den blut'gen Fuß?
Wann tönet Zion's Pſalm den Heimathgruß?
Und Juda's Melodie, wann ſchwellt mit ſüßem Drang
Die Herzen einmal noch ihr Himmelsklang?

Ihr Pilger, flücht'gen Fußes, müder Bruſt!
Wie könnt ihr fliehn und finden Ruh und Luſt?
Wildtaube hat ihr Neſt, Fuchs ſeine Schluft,
Der Menſch die Heimath, — Iſrael die Gruft.

## Byron's Abſchied von Moore.

An dem Ufer liegt mein Boot,
Und im Meer treibt meine Jacht:
Jetzt, Tom Moore, da Scheiden droht,
Sei dir doppelter Gruß gebracht!

Seufzer allen die ich liebe,
Lächeln für den neid'ſchen Wurm,
Und, wie ſich der Himmel trübe,
Eine Bruſt für jeden Sturm!

Ob die Wellen nach mir gähnen,
Tragen ſie mich fort und fort!
Ob ſich Wüſten um mich dehnen,
Quellen giebt's am ödſten Ort!

Wenn ich Einen Tropfen fände
Einen in des Brunnens Grund,
Eh die matte Kraft mir ſchwände,
Dir nur tränk' ihn zu mein Mund.

Und darin, wie in dem reinen
Weine den ich halt' empor,
Liebe dir und all den deinen
Tränk' ich und dein Wohl, Tom Moore!

## Apotheoſe des Lächelns.

(Aus dem Engliſchen.)

---

Glaubſt du, des Ernſtes verzogene Falten
Machen den Menſchen aufrecht und groß?
Schmähſt du der göttlichen Laune Walten,
Wenn ſie den Mund zum Lächeln erſchloß?

Nur zum Ernſt kann Natur ſich gewöhnen,
Die mit Schmerzen durchſtrömt das All,
Wenn ſie klagt in der Winde Stöhnen
Und in den Seufzern der Nachtigall.

Doch dem geliebten Sohne gewähren
Durfte ſie, was ihr ſelber gebricht,
Daß ſich die Luſt kann leuchtend verklären
Auf dem beſeelten Angeſicht.

Denn das Thier auch hat ſein Vergnügen,
Scherzen und Hüpfen iſt ihm gegönnt,
Aber mir graut an den ſtarren Zügen
Wo keine Flamme der Seele brennt!

Liebchen, dein Gram auch kann mich entzücken,
Wenn deine Augen umſchleiert ſind:
Aber ſähſt du die Grazien nicken
Aus deinem Lächeln, mein ſüßes Kind!

## Oft wann erbleicht der Sterne Pracht.

(Zu einer ſavoyardiſchen Melodie nach Thomas Moore.)

---

Oft wann erbleicht der Sterne Pracht,
Im Mondlicht ruh'n die Thäler all,
Lauſch' ich vom Fenſter in die Nacht
Nach einer Flöte Schall.
O komm, mein Lieb! ſo ruft mir jeder Ton mit Macht:
O komm, mein Lieb! wie ſchnell verſtreicht die Nacht!
Nicht Worte ſprechen, nein!
Nicht Flammenzungen mir
Der Liebe Sprache halb ſo rein
Wie dieſe Töne hier.

In meine Laute greif' ich dann,
Und ſchlage an den vollſten Ton:
Ob Niemand ſie verſtehen kann,
Er kennt die Sprache ſchon.
Ich komm', mein Lieb! ruft jeder Ton hinab
mit Macht:
Ich komm', mein Lieb! — dein! bis der Tag
erwacht.
O! Worte ſind nur arm,
Des Malers Farben kühl
Vor dieſem Spiel ſo reich und warm,
Vor dieſem ſchlichten Spiel!

## Des Sängers Grablied.

(Zu einer ſchottiſchen Melodie nach Moore.)

Stumm ſchläft der Sänger, deſſen Ohr
Gelauſchet hat an andrer Welten Thor:
Ein naher Waldſtrom brauste ſein Geſang
Und ſäuſelt' auch wie ferner Quellen Klang.

Du ſchlummerſt ſtille, ſchlummerſt leicht,
Wann über dich der Sturm und Zephyr ſtreicht,
Der Sturm der dir den Schlachtgeſang durchdröhnt,
Der Hauch der ſanft im Lied der Liebe tönt.

# Des Sommers letzte Roſe.

(Zu einer iriſchen Melodie nach Moore.)

Des Sommers letzte Roſe
Blüht hier noch allein:
Verwelkt ſind der Geſpielen
Holdlächelnde Reih'n.
Ach es blieb keine Schweſter,
Keine Knospe zurück,
Mit erwiederndem Seufzer,
Mit erröthendem Blick.

Ich will nicht, Verlaſſne,
So einſam dich ſeh'n:
Wo die Lieblichen ſchlummern,
Darfſt auch du ſchlafen geh'n.
Und freundlich zerſtreu' ich
Deine Blätter über's Beet,
Wo die Düfte, wo die Blätter
Deiner Lieben ſind verweht.

So ſchnell möcht' ich folgen,
Wann Freundſchaft ſich trübt,
Und der Kranz ſüßer Liebe
Seine Perlen verſtiebt.
Wann Theure verſchwinden,
Manch treues Herz zerfällt,
Wer möcht' allein bewohnen
Dieſe nächtliche Welt?

# Der wüſte See.

Ballade von Thomas Moore.

„Sie legten ins kalte Grab ſie hinein,
Für ihr Herz zu kalt und todt:
Doch zum wüſten See gieng die Liebſte mein,
Dort ſteuert ſie bei des Glühwurms Schein
In der Nacht ihr blinkendes Boot.

Und bald werd' ich ſehen des Glühwurms Schein
Und hören den Ruderſchlag:
Lang ſoll und liebend das Leben dort ſein,
Und ich berge ſie in der Cypreſſe Schrein,
Wann ihr leuchtet der Todestag.

Hinweg zu dem wüſten See er braust
Auf rauhem gräßlichem Pfad,
Durchs Geſchling des Wachholders, vom Rohr umſaust,
Durch manchen Sumpf wo die Schlange haust,
Den kein Menſch zuvor noch betrat.

Und zum Schlummer ſtreckt' er ſich nieder — wenn je
Sein Auge den Schlummer genoß —
In der giftigen Rebe verderbliche Näh',
Die ihrer Thränen tödtliches Weh
Auf die ſchwellenden Glieder goß.

Und durchs Dickicht heulend die Wölfin lief
Und die Schlange ziſcht' ihm ins Ohr,
Bis er ſchaudernd, erwacht aus dem Traume, rief:
Wann ſeh' ich den See, ſo ſchwarz und tief?
Wann blinkt mir das Boot hervor?

Er ſah den See, und von ungefähr
Schoß ein Schimmer den Spiegel entlang:
Willkommen Leuchte der Liebſten! rief er,
Und vom Namen der Todten das Ufer umher
In mancher Nacht erklang.

Da höhlt' er ein Boot und raſtete nicht,
Und ſtieß mit ihm ab vom Strand:
Ferne folgt' er dem ſchimmernden Licht,
Der Wind gieng ſtark und die Nacht war dicht,
Und das Boot kam nicht mehr ans Land.

Doch der indiſche Jäger vom hohen Stein
Sieht oft zwei Schatten ſich nah'n:
Sie kreuzen den See bei des Glühwurms Schein,
Wann Mitternacht düſter bricht herein,
Und ſteuern den blinkenden Kahn.

## General Moore's Begräbniß.

(Aus dem Engliſchen.)

---

Ohne Trommelſchlag, ohne Leichengruß
Zum Wall mit dem Todten wir lenkten;
Kein Soldat entlud einen Abſchiedsſchuß,
Da wir unſern Helden verſenkten.

Um Mitternacht gruben wir düſter ihn ein
Mit ſchaufelndem Bajonette:
In Nebeln kämpfte des Mondes Schein,
Die Leuchte ſchien matt auf die Stätte.

Von keinem Sarg war der Leib umfaßt,
Noch in Leichentücher gebunden;
Ein Krieger lag er in ſeiner Raſt,
Vom Schlachtenmantel umwunden.

Lange Gebete ſprachen wir nicht,
Wir ſprachen kein Wort von Sorgen;
Wir blickten feſt in des Todten Geſicht,
Und gedachten bitter an Morgen.

Wir gedachten, ſchaufelnd ſein enges Bett
Und ebnend ſein einſames Kiſſen,
Daß der Feind wird beſchreiten, der Fremdling die Stätt'
Und ferne wir ſegeln müſſen.

Keck werden ſie reden von ihm und ſcharf,
Mit Schmähn ſeine Aſche ſchänden,
Doch nicht grämt er ſich, wenn er nur ſchlummern darf
In der Gruft von brittiſchen Händen.

Halb gethan war die ſchwere Pflicht am Wall,
Da ſchlug des Rückzugs Stunde,
Und wir hörten der fernen Gewehre Knall,
Feindlich Geſchütz in der Runde.

Langſam und trüb wir ſenkten ihn ein
Mit des Loorbeers friſchblutiger Blume:
Ohne Mal, ohne Stein blieb zurück er allein,
Allein — mit ſeinem Ruhme.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Herbstgebet | 3 |
| Scheideweg | 4 |
| Einem Verlorenen | 5 |
| Tagesanbruch | 7 |
| Verfehlte Loose | 8 |
| Unsre Zeit | 10 |
| Gemeinschaft | 12 |
| Todesurtheil | 13 |
| Sommerreise | 15 |
| Im Weinberg | 17 |
| Das Dampfbad | 19 |
| Herbstveilchen | 23 |
| Ein Gemälde | 25 |
| Flucht | 26 |
| Trinklied im Frühling | 28 |

# Inhalt.


Seite

Nachtreiſe . . . . . 30
Die Glocken der Vaterſtadt . . . . . 31
Nachtgeſang . . . . . 33
Herr Peter . . . . . 36
Serenade . . . . . 38
Märznacht . . . . . 40
Vergeſſenheit . . . . . 43
Die Rede . . . . . 44
Mein Bett . . . . . 46
Einſamkeit . . . . . 49
Jugendfreunde . . . . . 50
Maulbronn . . . . . 53
Heimliche Zuſammenkunft . . . . . 58
Nächtlicher Ritt . . . . . 60
Morgenſeufzer . . . . . 61
Stille! . . . . . 63
In ein Stammbuch . . . . . 64
Winternachtstraum . . . . . 65
Die Uhr . . . . . 68
An die flüchtigen Polen . . . . . 70
Das vergrabene Eiſen . . . . . 71
Grin . . . . . 73
Der Schmerz der letzten Stunde . . . . . 75
Pilgerfahrt . . . . . 79
Des Dichters Loos . . . . . 81
Der Bedrängte . . . . . 83
Der Gerettete . . . . . 85

# Inhalt.


Seite

An ein Kind . . . . . 92
Einer Mutter . . . . . 94
Das todte Kind . . . . . 95
Mütterliche Macht . . . . . 97
Der Bergmann . . . . . 99
Stigma . . . . . 101
Der König und der Meister . . . . . 102
Der Page . . . . . 107
Weltgericht . . . . . 110
Sendung . . . . . 114
Mutter Maiut . . . . . 117
De Profundis . . . . . 123

Gnomen

1. Offenbar und geheim . . . . . 125
2. Glück und Seligkeit . . . . . 126
3. Tod und Leben . . . . . 126
4. Investitur . . . . . 127
5. Wegweiser . . . . . 128
6. Alt und Neu . . . . . 129
7. Der Dichter . . . . . 130

An Uhland . . . . . 131
Freiheit und Gleichheit . . . . . 132
Konstellation . . . . . 133
Der Dichter im Kerker . . . . . 134
Verdienst und Glück . . . . . 135
An N. N. . . . . 136
Mährchen . . . . . 137

Seite

C. M. K. . . . . 138
Origenes . . . . . 139
Oedipus auf Kolonos . . . . . 140
Norna Geſt . . . . . 141
Weihnachten . . . . . 142
Manred, Fragment aus einer Tragödie . . . . . 143

## Ueberſetzungen.

Die Romanze von Alhama . . . . . 163
Scheidelied . . . . . 170
Liebe bis in den Tod . . . . . 172
Sonett von Bitterelli . . . . . 178
Die Phantaſiereiſe . . . . . 179
Stern der Nacht . . . . . 180
Der ſchwarze Mönch . . . . . 181
Don Juan in Griechenland . . . . . 184
Jephtha's Tochter . . . . . 189
O weint ums Volk . . . . . 191
Byron's Abſchied von Moore . . . . . 192
Apotheoſe des Lächelns . . . . . 194
Oft wann erbleicht der Sterne Pracht . . . . . 196
Des Sängers Grablied . . . . . 198
Des Sommers letzte Roſe . . . . . 199
Der wüſte See . . . . . 201
General Moore's Begräbniß . . . . . 203

Ueber

# Walthers von der Vogelweide

## Herkunft und Heimat

von

Dr. Heinrich Kurz.

Dresden 5 Mai 1863.

Aarau,
gedruckt bei Heinrich Remigius Sauerländer.
1863.

Schon im J. 1851 sprach ich in meiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (1, 49) die Ansicht aus, daß Walther von der Vogelweide aus der Schweiz stamme und bürgerlichen Standes gewesen sei; da es aber ungeeignet schien, dort in eine nähere Begründung einzugehen, behielt ich mir vor, dieselbe an einem andern Orte mitzutheilen. Andere Arbeiten verhinderten mich, dieß auszuführen. Unterdessen veröffentlichte Franz Pfeiffer seine gehaltvolle Abhandlung über Walther [1]), in welcher er nicht nur eine durchaus verschiedene Ansicht entwickelt, sondern auch die meinige für unhaltbar erklärt. Eine solche Stimme mußte mich natürlich auffordern, den Gegenstand einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, deren Ergebniß die folgenden Seiten enthalten. Da dieselben zunächst nicht für Fachmänner bestimmt sind, werde ich — ich glaube dieß vorausschicken zu müssen — Manches wiederholen, was jenen schon längst bekannt ist, um auch für Solche verständlich zu sein, welche mit diesem besondern Punkt aus der Literaturgeschichte nicht vollständig vertraut sind; insbesondere scheint es unumgänglich nothwendig, diejenigen Gedichte Walthers mitzutheilen, auf welche sich die Untersuchung vorzugsweise begründet, weil nicht vorausgesetzt werden kann, daß die vollständigen Ausgaben von Lachmann oder Wackernagel Allen zur Hand sind.

## I. (Kreuzlied.)

(Lachmann 14, 38. Wackernagel 81, 16.)

Nu alrêst leb ich mir werde,
sît min sündic ouge sibt
Leut daz reine und ouch die erde,
dem man vil der êren gibt.
Mirst geschehen, des ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ got menneschlichen trat.

Schermîe lant, rich unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
Sô bist duz ir aller êre.
Waz ist wunders hie geschehen!
Daz ein maget ein kint gebar,
here ob aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine si;
Dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden vri.
Anders wæren wir verlorn,
wan sîn sper, crinz unde dorn:
wê dir, heiden, leist dir zorn.

Hinnen vuor der sun zer helle
von dem grabe, da er inne lac.
Des war ie der vater geselle
und der geist, den nieman mac
Sunder scheiden: êst al ein,
sleht und ebener danne ein zein,
alse er Abrahâme erschein.

Do er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
Do vuor er her widr ze lande:
dô huob sich der juden leit.
Daz er hêrre ir huote brach,
und man in sît lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

In dir lant hât er gesprochen
einen ungelîchen lac.
Dâ din witwe wirt gerochen
und der weise clagen mac.
Und der arme den gewalt,
der dâ wirt an ime gestalt:
wol im dort, der hie vergalt!

[1]) Germania V, 1 und im besondern Abdruck Wien 1860.

Juden, cristen unde heiden
jehent, daz diz ir erbe si:
Got muez ez ze rehte scheiden
dar diu sine namen dri.
Al diu welt, diu stritet her:
wir sint su der rehten ger,
reht ist, daz er uns gewer.

---

## II. (Heimatslied.)

(Lachmann 124, 1. Wackernagel 74, 11.)

Owé, war sint verswunden alliu miniu jâr?
ist mir min leben getroumet oder ist ez wâr?
Daz ich ie wânde, daz iht wære, was daz iht?
Dar nâch hân ich geslâfen unde enweiz ez niht.
Nû bin ich erwachet und ist mir unbekant,
daz mir hie vor was kundic als min ander hant.
Liute unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fromde worden, reht als ez si gelogen.
Die mine gespilen wâren, die sint træge und alt;
vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz daz wazzer vliuzet, als es wilent vlôz,
fur wâr ich wânde min unglucke wurde grôz.
Mich gruezet mancher træge, der mich bekande ê wol.
Diu welt ist allenthalben ungenâden vol:
als ich gedenke an manegen wunneclichen tac,
die sint mir enphallen gar als in daz mer ein slac:
iemer mêre owé!

Owé, wie jæmerliche junge liute tuont!
den unvil riuwecliche ir gemuete stuont,
die kunnen nû wan sorgen: owé, wie tuont sie sô?
Swar ich zer werlte kêre, dâ ist niemen frô:
Tanzen unde singen zergât mit sorgen gar:
nie kristen man gesach sô jæmerliche schar.
Nû merkent, wie den frouwen ir gehende stât:
die stolzen ritter tragent dörpelliche wât.
Uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:
uns ist erloubet trûren und fröide gar benomen.
Daz muet mich unmeclichen (wir lebten ie vil wol),
daz ich nû für min lachen weinen kiesen sol.
Diu wilden vogellîn betruebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage?
Waz spriche ich tumber man durch minen bœsen zorn?
Swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn:
iemer mêre owé!

Owé, wie uns mit suezen dingen ist vergeben!
Ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben.
Diu welt ist âzen schœne, wiz, grüene unde rôt
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt.
Swen si nû habe verleitet, der schouwe sinen trôst:
er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
Dar an gedenkent, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir tragent die lichten helme und manegen herten rinc,
Dar zuo die vesten schilte und diu gewihten swert.
Wolte got, wær ich der eigenünfte wert,
sô wolte ich, nôtic man, verdienen rîchen solt.
Joch meine ich niht die huoben noch der hêren golt:
ich wolte selbe crône êwerlichen tragen;
die mohte ein soldenære mit sîme sper bejagen.
Muht ich die lieben reise gevarn über sê,
sô wolte ich dienne singen wol und niemer mêre owé,
niemer mêre owé!

---

## III. (Der Sieger im Schach.)

(Lachmann 113, 11. Wackernagel 106, 11.)

Mir tuot einer slahte wille
sanfte, und ist mir doch dar under wê:
Ich minn einen ritter stille,
dem enmag ich niht versagen mê,
Des er mich gebeten hat.
Tuon ich sin niht, mich dunket, daz min niemer werde rât.

Dicke danke ich mich sô stæte
mines willen: sô mir daz geschiht,
Swie vil er mich denne bæte
al die wîle, daz enhulfe in niht.
Ieze hân ich den gedanc:
waz hilfet daz? der muot enwirt niht einen
tages lanc.

Wil er mich vermîden mêre?
Jâ versuochet er mich al ze vil.
Ouwê, des fürht ich vil sêre,
daz ich muoz verjehen, swes er wil.
Gerne hete ichz nû getân,
wan deichz im muoz versagen und wibes êre
sol begân.

Lân getar vor tûsent sorgen,
die mich twingent in dem herzen mîn
Beide den âbent und den morgen,
leider niht getuon des willen sîn.
Daz ichz iemer einen tac
sol vristen, dêst ein klage, diu mir ie bî dem
herzen lac.

Sît daz im die besten jâhen,
daz er alsô schône künne leben,
Sô hân ich ouch im vil nâhen
in mîm herzen eine stat gegeben.
Dâ noch nieman in getrat:
sie hânt daz spil verlorn, er eine tuot in allen
mât.

---

## IV. (Gefährdetes Erbteil.)

Lachmann 8, 4. Wackernagel 8, 13.

Ich saz ûf eime steine
und dahte beim mit beine.
dar ûf satzt ich den ellenbogen:
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
Dô dâhte ich mir vil ange,
wes man zer werlte solte leben:
dekeinen rât kond ich gegeben,
wie man drîu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
Diu zwei sint êre und varnde guot,
daz dicke einander schaden tuot:
daz drîte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.
Die wolte ich gerne in einen schrîn:
jâ leider, des enmac niht sîn,
daz guot und wellîch êre
und gotes hulde mêre
zesamen in ein herze komen.
Stîg und wege sint in benomen:
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze.
Fride unde reht sint sêre wunt:
diu drîu enhaben geleites niht, diu zwei en-
werden é gesunt.

---

## V. (Freundschaft.)

Lachmann 79, 17. Wackernagel 69, 18.

Man hôhgemüete, an vriunden kranc,
daz ist ein swacher habedanc:
daz gehilfet vriuntschaft âne sippe.
Lâ einen sîn geborn von küneges rippe,
er enhabe vriunt, was hilfet daz?
mâgschaft ist ein selbwahsen êre:
sô muoz man vriunt verdienen sêre.
Mâc hilfet wol, vriunt verre baz.

---

## VI. (Alleter.)

Lachmann 22, 1. Wackernagel 11, 18.

Swer âne vorhte, hêrre got,
wil sprechen dîniu zehn gebot
und brichet diu, daz ist niht rehtiu minne.
Dich heizet vater menege vil:
swer mîn ze bruoder niht enwil,
der spricht diu starken wort ûz krankem sinne.
Wir wahsen ûz gelîchem dinge;
spîse vrumet uns, diu wirt ringe,
sô st dur den munt gevert.
Wer kan den hêrren von dem knehte scheiden,
swa er ir geheime blôzez funde,
und hæte er ir joch lebender künde,
sô gewurme dez vleisch verzert?
Im dienent kristen, jûden unde heiden,
der ellîu lebendiu wunder nert.

---

**VII.** (Der Greis am Stabe.)

(Lachmann 20, 11. Wackernagel 184, 1.)

Lât mich an eime stabe gân
und werben umbe werdecheit
mit unverzageter arebeit,
als ich von kinde hân getân.
Sô bin ich doch, swie nider ich si, der werden ein.
genuog in miner mâze hô.
Daz müet die nideren: ob mich daz iht swache?
nein,
die werden hânt mich deste baz.
Diu werende wirde diust sô guot,
daz man irz hœhste lop sol geben:
ezn wart nie hovelicher leben,
swer sô dem ende rehte tuot.

**VIII.** (Lieb zu Nürnberg.)

(Lachmann 84, 11. Wackernagel 69, 1.)

Sie fràgent mich vil dicke, waz ich habe gesehen,
swenn ich von hove rîte, und waz dâ si geschehen:
ich lüge ungerne und wil der warheit halber niht verjehen.
Ze Nürenbere was guot gerîhte, daz sag ich ze mære:
umbe ir mitte fràget varndez volc, daz kan wol spehen.
Die seiten mir, ir mâthen schieden dannen lære:
unser heimschen fürsten sîn sô hovebære,
daz Liupolt eine mueste gehen, wand er ein gast dâ were.

---

Ehe ich zur eigentlichen Frage überache, ist es nothwendig, vorher die Zeit zu bestimmen, in welcher einige von den mitgetheilten Gedichten abgefaßt worden sind; dieß kann jedoch mit Sicherheit nur dann geschehen, wenn zuvor ermittelt ist, ob und wann Walther an einem Kreuzzuge Theil genommen hat. Daß er in Palästina war, ist zwar von Lachmann geläugnet worden [1]), allein das Kreuzlied (I.) kann keinen Zweifel aufkommen lassen. „Nun bin ich glücklich, seit mein sündliches Auge das Land sieht, das man so hoch ehrt. — Mir ist zu Theil geworden, um was ich immer bat: ich bin gekommen an die Stätte, wo Gott als Mensch wandelte. — Was für Wunder sind hier geschehen? — Hier ließ sich Christus taufen und verkaufen" u. s. w. Es ist gewiß die höchste Willkür, diesen Stellen gegenüber behaupten zu wollen, Walther sei nicht in Syrien gewesen, und die Gründe, welche Lachmann zur Unterstützung seiner Ansicht gibt, sind ohne Beweiskraft. „In einem Liede," sagt er (a. a. O.), „das am Ende des Jahres 1227 oder im Anfang des folgenden gedichtet ist, achtet er sich der Ehre, an der „lieben reise" über See Theil zu nehmen, allzugering, und sagt ausdrücklich, er könne es nicht. Unser Lied ist ganz gewiß nicht aus seinen letzten Jahren; es müßte sonst auf die überwundene trübe Sehnsucht zurückdeuten: und aus eigener Empfindung hätte es Walther wohl wärmer und persönlicher gedichtet, schwerlich auch ohne Bitterkeit, die auf dem Zuge selbst wachsen mußte." Angenommen, daß jenes Lied, in welchem Walther von der „lieben reise" spricht (es ist das Heimatslied, das oben unter II. mitgetheilt wurde), wirklich Ende 1227 oder Anfangs 1228 verfaßt wurde, so ist der Schluß doch allzukühn, daß der Dichter im Kreuzlied auf die überwundene Sehnsucht hätte zurückdeuten und auch die Bitterkeit hätte durchblicken lassen müssen, die auf dem Zuge selbst wachsen mußte; vielmehr ist die ganze Haltung des Liedes von der Art, daß weder das Eine noch das Andere Ausdruck finden konnte. Der Dichter fühlte sich so glücklich, das heilige Land zu betreten, daß er alles Andere über diesem Gefühl vergaß und nur dieses auf sich wirken ließ. Es ließe sich allerdings denken, daß er jene Rückblicke hätte thun können, aber sie waren keineswegs nothwendig; und es ist mehr als Willkür, aus dieser Möglichkeit folgern zu wollen, daß das Kreuzlied gewiß nicht aus seinen

[1]) Walther von der Vogelweide S. 137.

letzten Jahren und nicht nach dem Heimatslied abgefaßt sei. Nun wird sich aber weiter unten ergeben, daß dieses nicht erst in den Jahren 1227 oder 1228, sondern viel früher gedichtet wurde, so daß die Bemerkung Lachmanns von selbst wegfällt, Walther hätte im Kreuzlied auf die „überwundene Sehnsucht zurückdeuten müssen". —

Auch Pfeiffer ist der Ansicht, daß das Kreuzlied nicht erst aus dem J. 1228 stamme. „Es wird mir schwer zu glauben," sagt er (S. 33), „daß Walther, der um diese Zeit von sich sagt, er habe schon vierzig Jahre und darüber gesungen [1]), der in einer andern Strophe desselben Tones sich „betagt" nennt [2]), und damals in der That mindestens ein Sechsziger war, eine so beschwerliche Reise unternommen habe." Allerdings war es ein gewagtes Unternehmen, in diesem Alter ins heilige Land zu ziehen; aber bei alle dem ist es weder unmöglich, noch sogar unwahrscheinlich, da Walther, der beinahe sein ganzes Leben hindurch auf der Wanderschaft begriffen war, in Folge dessen er gewiß kräftig und abgehärtet genug war, auch noch in solchem Alter eine so große und allerdings beschwerliche Reise zu unternehmen. Jedenfalls läßt sich, wenn keine andern Gründe vorliegen, aus dieser Vermuthung kein bindender Schluß ziehen. „Gewiß ist," fährt Pfeiffer fort, „daß in diesem Liede etwas Kühles, Frostiges liegt, das Jedem sogleich auffallen muß, der es nach den tief empfundenen, ergreifenden Liedern seiner letzten Jahre liest: es herrscht deutlich ein ganz anderer, ich möchte sagen gleichgültiger Ton darin, wie er in solchen Dingen häufig dem jüngern Alter eigen ist, und auch die vollständige Abwesenheit aller Anspielungen auf die damaligen brennenden Fragen in Kirche und Staat dürfte nicht zu übersehen sein." In Bezug auf den letzten Theil dieser Bemerkung kann ich nur wiederholen, was ich oben gegen Lachmann gesagt habe: der Dichter war von seinem Gegenstand so erfüllt, daß er nur an diesen dachte; und es liegt überhaupt in Walthers dichterischem Charakter, in Allem Maß zu halten und sich nicht durch Nebengedanken von seinem Hauptgedanken abziehen zu lassen. Was aber das Kühle und Frostige betrifft, so scheint es mir, daß dieses eher gegen als für Pfeiffers Ansicht spricht. Das Kühle und Frostige (ich möchte es eher ruhige Beschaulichkeit nennen) ist nicht Sache der stürmischen, in Begeisterung überwallenden Jugend, sondern das Kennzeichen des besonnenern Alters. Pfeiffer will aus den erwähnten Gründen das Kreuzlied nicht auf den Zug K. Friedrichs beziehen, sondern auf den von 1196—1198. Dem steht aber das Heimatslied (II.) auf das Entschiedenste entgegen, welches jedenfalls viel später gedichtet ist als 1196—1198. Denn da er darin seine Sehnsucht nach dem heiligen Lande ausspricht, sich darin beklagt, daß er diese Sehnsucht nicht erfüllen könne, so kann er doch unmöglich vorher schon dort gewesen sein. Pfeiffer nimmt dieß zwar an, und vermuthet, er habe gegen das Ende seines Lebens wiederholt Sehnsucht nach dem heiligen Grabe gehabt (S. 34). Allein eine genaue Betrachtung des Heimatsliedes muß eine solche Vermuthung sogleich als unstatthaft erscheinen lassen, denn so spricht gewiß Niemand, der schon einmal im gelobten Lande gewesen. Die Sehnsucht nach dem heiligen Grabe, die den Dichter erfüllt, ist viel zu tief, viel zu lebendig, ich möchte sagen viel zu neu, als daß der Dichter dasselbe schon einmal betreten haben könnte. Denn wie ließe sich der Ausdruck: „Wolte got, wær ich der sigenunfte wert" rechtfertigen, wenn er schon dort gewesen wäre? Ist er einmal würdig gewesen, das heilige Grab zu sehen, warum sollte er es nicht auch später sein? Das Alter kann ihn doch nicht dessen unwürdig gemacht haben. Pfeiffer meint,

[1]) Wol vierzic jar hab ich gesungen oder mê von minnen unde als iemen sol. (Lachm. 68, 27 f. Wack. 184, 7 f.) — [2]) nû bin ich alt. (Lachm. 67, 14. Wack. 185, 9.)

eben das Alter hohe ihn abgehalten, sich einem zweiten Zug anzuschließen; allein wenn dieß der Fall wäre, würde er es gewiß erwähnt haben. Was ich oben von Nebengedanken gesagt habe, läßt sich im vorliegenden Fall nicht anwenden; denn Nichts ist natürlicher und selbst nothwendiger, als daß man den Grund angibt, warum man sich gezwungen sieht, Etwas zu unterlassen, was man doch so gern thäte, namentlich wenn dieser Grund zugleich auch eine Rechtfertigung der Unterlassung ist. Ebenso würde Walther seiner Theilnahme an einem frühern Zug gewiß gedacht haben, wenn er einem solchen wirklich beigewohnt hätte, er würde diese gewiß wenigstens angedeutet haben. Es wäre ein solches Stillschweigen ganz unbegreiflich, weil es, genau betrachtet, gegen die menschliche Natur wäre, weil es sich insbesondere nicht mit der Stimmung vereinigen ließe, die das ganze Gedicht beherrscht, in welchem er fortwährend die trübe Gegenwart mit der schönen Vergangenheit zusammenstellt. — Noch mehr! In dem Gedichte findet sich eine Stelle, die den Gedanken an eine frühere Anwesenheit Walthers im gelobten Lande von vorn herein entschieden zurückweisen muß. „Könnte ich das Kreuz nehmen," ruft Walther aus, „ich wollte selber Krone ewiglich tragen." Ganz recht! denn es lag ja in der Ansicht des Zeitalters, daß, wer für die Befreiung des heiligen Grabes kämpfe, dadurch die ewige Seligkeit erwerbe. Diese hätte er aber bei einer frühern Kreuzfahrt schon erworben gehabt, und er hätte dieses daher nicht als Hauptgrund seiner nochmaligen Sehnsucht nach dem heiligen Grabe angeben können.

Aus allen diesen Gründen kann ich unmöglich glauben, daß das Kreuzlied in so frühe Zeit zu setzen sei, daß es vielmehr während des Kreuzzuges K. Friedrichs (1228) gedichtet worden ist, womit auch neuerdings Wackernagel (S. 81) übereinstimmt, der schon in seinen Anmerkungen zu Simrocks Uebersetzung von Walthers Gedichten (2, 190 ff.) die nämliche Ansicht äußerte. Auch Uhland [1]) und W. Grimm [2]) setzen den Kreuzzug Walthers ins Jahr 1228.

Während ich das Kreuzlied mit den genannten Gelehrten gegen Pfeiffer in die späteste Lebenszeit Walthers setze, wage ich es, das schon öfters erwähnte Heimatslied (II.) gegen die allgemeine Ansicht in eine frühere Zeit zu verweisen. „Es gilt für ausgemacht," sagt Pfeiffer (S. 11), „daß dieses Lied, in welchem er wehmuthsvoll auf sein langes, an Erlebnissen und Wechselfällen so reiches Leben zurückblickt, wenn nicht überhaupt sein letztes, doch gewiß eines seiner letzten ist." Diese allgemeine Annahme gründet sich zunächst auf den Vers: „Uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen," welche man auf den Bann bezieht, den Gregorius IX. am 29. Sept. 1227 über K. Friedrich aussprach. Daß die „unsenfte brieve von Rôme" auf einen päpstlichen Bannfluch sich beziehen, kann nicht in Zweifel gezogen werden; allein daß der von 1227 darunter verstanden werden müsse, ist keineswegs nothwendig; er kann sich ebenso gut auf den beziehen, welchen Innozenz III. im November des J. 1210 [3]) oder wohl erst am hohen Donnerstag 1211 [4]) über Otto IV. aussprach, in Folge dessen Deutschland in die größte Verwirrung gerieth. Ist dies der Fall, und ich sehe nicht ab, warum es nicht sein könnte, so würde das Heimatslied im J. 1211 oder 1212 gedichtet worden sein, und es fällt, wie schon gesagt, der oben angeführte Einwurf Lachmanns, das Kreuzlied müsse auf die im Heimatslied ausgedrückte Sehnsucht zurückdeuten, von selbst weg, da zwischen den beiden Liedern ein Zwischenraum von 16 — 17 Jahren liegt. Man könnte allerdings einwenden, es könne das Gedicht nicht in diesem Jahre entstanden sein, weil Walther darin zu einer Kreuzfahrt auffordert, und eine solche da-

[1]) Walther von der Vogelweide S. 138 ff.
[2]) Kaumer, Hohenstaufen 3, 165 ff.
[3]) Freidank S. CXXIX.
[4]) Hurter, Innozenz III. 2, 366.

mals nicht Statt fand; allein der Gedanke an die Befreiung des heiligen Grabes erfüllte gerade in jenen Jahren alle Gemüther in erhöhetem Grade, so daß aus Frankreich und Deutschland Tausende von Knaben die Heimat verließen und bis Italien vordrangen, um von dort aus nach dem gelobten Lande zu schiffen [1]). Und Walther spricht von der Sache in solcher Weise, daß seine Worte nur als der Ausdruck der allgemeinen Stimmung erscheinen, da sie auf eine bestimmte Thatsache nicht hinweisen.

Ein weiterer Grund, warum das Heimatslied in die spätesten Jahre des Dichters gesetzt wird, liegt in dem ersten Verse desselben: „Owê, war sint verswunden alliu miniu jâr!“ Daß Walther gleich am Anfang des Gedichtes von dem raschen Verschwinden der Jahre spricht, ist noch lange kein Beweis, daß er bei Abfassung desselben schon ein hohes Alter erreicht haben mußte. Der Gedanke an die Vergänglichkeit des Lebens ist nicht ausschließlich von dem höhern Alter abhängig; er kann sich selbst jüngern Leuten aufdrängen [2]), wenn sie eine solchen Ideen günstige Stimmung des Gemüths haben, oder wenn eine äußere Veranlassung sie hervorruft, wie es doch bei Walther der Fall ist, der nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrt und in ihr Alles bis zur vollsten Unkenntlichkeit verändert findet. Uebrigens ist das Gedicht zu einer Zeit abgefaßt, wo er kein junger Mann mehr war. Wenn sich die „unsenfte brieve“ auf den Bannfluch Innozenz III. gegen Otto IV. beziehen, so wäre das Heimatslied im J. 1211 oder 1212 gedichtet worden, d. h. als Walther, der um 1165 geboren sein muß, gegen 45 Jahre alt war. Damals kehrte er nach sehr langer Abwesenheit in die Heimat zurück; er findet Alles verändert; mußte sich ihm da nicht der Gedanke an die Vergänglichkeit des Lebens aufdrängen? Endlich ist die ganze Haltung des Liedes von der Art, daß man es nicht in ein höheres Alter des Dichters verlegen kann: es spricht sich darin ein so lebhaftes Gefühl, einer solche Tiefe der Empfindung aus, wie sie dem Greise nicht mehr gewöhnlich, aber dem fünfundvierzigjährigen Manne noch vollkommen eigen ist, besonders wenn man zugleich wahrnimmt, daß dem Gedichte die stürmische Begeisterung abgeht, die nur bei dem Jünglinge oder in den frühern Mannesjahren gefunden wird.

Ich gehe nunmehr zur Begründung meiner Behauptung, daß Walther bürgerlichen Standes gewesen sei. Daß er aus adelichem Geschlechte stamme, ist eigentlich niemals bewiesen worden, sondern man hat es einfach als ausgemacht angenommen, weil er von seinen Zeitgenossen und Spätern „her“ genannt wird. So nennen ihn allerdings Wolfram von Eschenbach zuerst im Parzival [3]) und dann im Willehalm [4]), der Marner [5]), Regenbogen [6]), Hugo von Trimberg [7]), allein Andere nennen ihn auch Meister, mit welchem Worte die Dichter bürgerlichen Standes bezeichnet wurden, so Reinmann von Brennenberg [8]) und Ulrich von Singenberg [9]). Daß die Jüngern unter seinen Zeitgenossen ihn „Her“ nennen, ließe sich daher erklären, daß er in seinen spätern Jahren ein kaiserliches Lehen erhielt [10]) und dadurch in den

[1]) Raumer, a. a. O. 243 f. Hurter, a. a. O. 452.

[2]) Statt vieler Beispiele nur Eines: Schiller dichtete im J. 1795, d. h. als er 35 Jahre alt war, „Die Ideale“, worin gleich Anfangs folgende Stelle:

„Kann Nichts sich, Flüchtiges! verweilen.
O meines Lebens goldne Zeit!
Vergebens! beine Wellen eilen
Hinab zur Nacht der Ewigkeit!“

[3]) Parzival 297, 24 (Lachm. 147, 24). — [4]) Willehalm 286, 19 (Lachm. 553, 13). — [5]) Von der Hagen MS. 4, 871, b. — [6]) Ebend. 872, b. — [7]) Ebend. 873, a. — [8]) Ebend. 872, a. — [9]) Wackern. Ausg. S. 211 a. 246.

[10]) „Ich hân min lêhen, al die werlt! ich hân min lêhen!“ (Lachm. 28, 31. Wackern. 47, 21.)

Herrenstand erhoben wurde, was wohl im J. 1220 geschah [1]; dieß war jedoch nicht der Fall, als Wolfram seinen Willehalm, noch weniger, als er den Parzival dichtete. Nun ist es aber wohl nicht so ganz ausgemacht, daß man damals nur Adeliche oder Ritter „Herren" nannte; es mag dieser Ausdruck auch wohl schon damals aus Höflichkeit gegen bedeutende und angesehene Personen bürgerlichen Standes gebraucht worden sein. Haben ja in einer Urkunde von 1314 sogar Juden den Titel „her" erhalten [2]. Nach von der Hagen soll Walther ein Ritter gewesen sein; dieß sucht er aus seinen Gedichten selbst zu beweisen, in denen er sich einen Ritter nennt [3]. Von diesen Gedichten ist aber eines von Hartmann [4], ein anderes zweifelhaft oder unecht [5]. Das dritte ist allerdings von Walther (III.), allein wenn auch dieses Lied, so wie die beiden andern (wenn man sie ihm durchaus zuschreiben wollte) von den Liebesverhältnissen eines Ritters sprechen, so hieße es doch, der poetischen Freiheit eines Dichters allzuenge Grenzen setzen, wenn man alle von ihm dargestellten Verhältniss, für persönliche Beziehungen ausgeben wollte; man würde bei einer solchen Erklärungsweise zu den wunderlichsten Resultaten gelangen. Betrachten wir aber das letzte Gedicht genauer, so erscheint die Willkür, das Wort „Ritter" auf Walther zu beziehen, doch gar zu kühn. Es enthält nämlich das Selbstgespräch einer Dame, welche, zwischen weiblicher Schamhaftigkeit und dem Gefühl unüberwindlicher Liebe schwebend, bald jene, bald diese vorherrschen läßt, bis sie endlich gesteht, daß sie dem „Ritter" in ihrem Herzen eine Stelle gegeben, die noch Keiner betreten habe, und mit dem Ausruf schließt: „sie hänt daz spil verlorn, er eine tuot in allen mat." Dieß Gedicht auf Walther zu beziehen, widerstrebt schon deshalb, weil darin eine Unzarthеit läge, die von allen höfischen Dichtern ihm am wenigsten zur Last gelegt werden kann. Das Lied ist ganz einfach eine Darstellung des Kampfes, welcher sich in jedem jungfräulichen Herzen wiederholt, und das der Dichter in echt poetischer Weise objektivirt hat [6]. Noch merkwürdiger ist es, daß von der Hagen die Ritterwürde Walthers daraus beweisen will, er sei geritten [7], wobei er sich auf die unten verzeichneten Stellen beruft [8]. Daß aber nicht bloß adeliche Sänger ritten, sondern auch bürgerliche, wenn sie ein Pferd zu halten vermochten, würde aus der Natur der Dinge selbst hervorgehen, wenn es sich nicht auch aus den Bildern in der Pariser Liederhandschrift beweisen ließe. Meister Rumelant ist daselbst als ein Jüngling dargestellt, der im Begriff ist, ein Pferd zu besteigen [9], der Wilde Alexander als ein Reiter, welcher gegen eine Burg sprengt [10].

---

[1]) Daffis, Zur Lebensgesch. Walthers v. d. Vogelweide, S. 18. — Adelsbriefe wurden damals von den Kaisern ertheilt; so adelte K. Friedrich II. einen Mailänder (Raumer, Hohenstaufen 5, 41).

[2]) Anzeiger für Kunde d. deutschen Vorzeit 1859 S. 445. — [3]) MS. 4, 176 Note 3.

[4]) Frouwe, verneme durch Got mir dâze mære. (Lachm. 112, 35; Wackern. 198, 9 und XI.)

[5]) Dir hât erboten, frouwe guot. (Wackern. 193, 7; Hagen MS. a. a. O.)

[6]) Schon Uhland deutet an (z. d. G. S. 76), daß die Minnelieder Walthers nicht immer auf persönliche Beziehungen deuten.

[7]) MS. 4, 176 a u. Anm. 4.

[8]) „Ir hât hêr Gêrhart Atze ein pferl erschozzen zlosenache." (Lachm. 104, 7 Wack. 54, 11. Vgl. Lachm. 82, 11. Wack. 55, 11.)
„Miner frowen darf niht wesen leit,
daz ich rite und vrâge in frômediu lant." (Lachm. 53, 17. Wackern. 164 Anm.)
„Mit saelden müeze ich hinte ûf stên,
gotl hêrre, in diner huote gên
und rîten, swar ich in dem lande kêre." (Lachm. 24, 18. Wackern. 12, 6.)

[9]) MS. 4, 670 a. — [10]) Ebend. 4, 669 a.

Meister Sigeher endlich, der gewiß kein Adelicher war, sagt von sich, daß er in den Wald und an den Hof reite [1]).

Ferner will von der Hagen aus Walthers Aeußerung, er habe niemals getragene Kleider angenommen [2]), ob er gleich unbedenklich neue verlangt habe, dessen adeliche Herkunft beweisen; ich glaube, daß in dieser Aeußerung gerade der Beweis des Gegentheils liegt. Getragene Kleider anzunehmen, war bei fahrenden Leuten allerdings gewöhnlich, nicht aber bei adelichen Sängern. Darin nun, daß Walther ausdrücklich bemerkt, er habe getragene Kleider nie angenommen, liegt die Andeutung, daß er sich von den gewöhnlichen Fahrenden unterschieden wissen wolle, wenn er gleich dem Stand nach zu ihnen gezählt werden müsse. Wackernagel [3]) sagt: „Wenn ihm dieß als Hochmuth ausgelegt werden könnte, so hält diesem die Demuth das Gleichgewicht, mit welcher er sich zu der Klasse der Spielleute rechnet, über der ein ritterlicher Sänger, der, wie er, nur eigene Lieder vortrug, doch erhaben scheint.“ Ich glaube, in der Strophe ist weder Demuth noch Hochmuth zu suchen, sondern einfache Wahrheit und das Bewußtsein, welches der Dichter von seinem Werthe hat. Man wird sich gewiß überzeugen, daß nur ein bürgerlicher Sänger eine solche Aeußerung thun konnte, wenn man sich fragt, ob ein adelicher, z. B. Wolfram, so hätte sprechen können; der bloße Gedanke hätte ihn schon mit Abscheu erfüllt.

Endlich wird zum Beweise, daß Walther ein Ritter gewesen, die Stelle in einer Würzburger Handschrift angeführt, in welcher er ausdrücklich „Miles“ genannt wird. Ich führe unten [4]) die Stelle nebst der Grabschrift an, weil ich dieselbe später nochmals berühren muß. Dieses Zeugniß, das aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. stammt, beweist nur, sowie auch das von noch Spätern, z. B. von dem Verfasser d[es] Lebens der h. Elisabeth [5]), Cyriacus Spangenberg [6]), daß man ihn damals für einen Ritter hielt. Selbst zugegeben aber, es beweise, daß er wirklich ein Ritter gewesen sei, so beweist es noch nicht, daß er von adelichem Geschlecht abstammte, weil Adel und Ritterwürde keineswegs nothwendig mit einander verbunden waren. Uebrigens wiederhole ich, daß auch ich glaube, er sei später, als er sein Leben

---

[1]) MS. 2, 361. b. Swenne ich wil — Da stêt klê.
han vreude vil, — Min muot stuont ê:
sô rite ich hin ze walde, — „Nu rit ze huse balde,
dar ist ein herren ote an nur: — wil man dâ geben, wan gît ouch dir.“

[2]) Vrouw, ir habt ein vil werdez jach — Getragene wât ich nie genan,
an iuch gesprochl, den reinen lîp: — wan dise næm ich, als gerne ich lebe:
Ich wæn ie bezzer cleit gesach, — der keiser wurde nie spîleman
ir sît ein wol bescheidet wîp. — umb alse wunneclîche gebe.
Sin unde sæhle sint gesteppet wol dar in. — Dâ, keiser, spil: nein, herre keiser, anders wâ!
(Lachm. 62, 16. Wackern. 139, 11.)

[3]) Zu Simrocks Uebersetzung 1, 202.

[4]) Hagen MS. 4, 175. „De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu monasterii Herbipol. In suo epitaphio scriptum erat:

Frescue qui vultorum virus, Walthere, tuisti,
Qui flos eloquii, qui Parthadis os, obtusti,
Ergo quod sanctorum gaudetis tuus poneil hodere.
Qui legit, hic dicat: „Deus istius miserere!“

[5]) Der andir (senger) hiez Walther von der Vogilweide, der dorte Reynhart von Zwetschin, der vorde Wolfferam von Eschenbach. Desse wâren rittermessige man unde gestrenge weppener. (Hagen MS. 4, 378. a.)

[6]) S. unten § 14. f.

erhalten, in den Ritterstand erhoben worden, nur bezweifle ich, daß er ursprünglich zum Adel gehört habe.

Wenn die verschiedenen Beweise, welche zur Begründung von Walthers adelicher Abstammung beigebracht worden sind, diese nicht darthun, so lassen sich dagegen solche anführen, welche seine bürgerliche Herkunft außer Zweifel zu setzen scheinen. Schon der Geist, der sich in seinen Dichtungen beurkundet, muß bezweifeln lassen, daß er adelichen Geschlechts gewesen. Wenn wir in Wolfram schon darin den adelichen Herrn erkennen, daß er seine Ritterwürde höher schätzt als seine Kunst [1]), dagegen in Gottfried von Straßburg den bürgerlichen Sänger, daß er über die ewig wiederkehrenden Schilderungen von Turnieren und andern ritterlichen Uebungen oder Gebräuchen lächelt [2]), so können die Ansichten Walthers über Ruhm, Ehre, Reichthum, adeliche Abstammung mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher er lebte, gewiß nur auf einen Dichter aus bürgerlichem Geschlecht schließen lassen. „Er möchte gern," sagt er (IV.), „weltliche Ehre, Gut und Gottes Gnade vereinigen, aber die drei können unmöglich Einem und demselben zu Theil werden." In einem andern Gedicht (V.) stellt er die Freundschaft der vornehmen Verwandtschaft (von kuneges rippe) in einer Weise entgegen, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung hingerissen wird, der Dichter müsse in einer Lage gewesen sein, die es ihm möglich gemacht habe, über Verwandtschaftsverhältnisse und hohe Geburt so frei und vorurtheilslos zu denken. Daß er das Gedicht aber nicht auf sich bezog, geht erstlich daraus hervor, daß er von Leuten hoher Abkunft spricht, zu denen er auf keinen Fall gezählt werden kann, wenn man ihn auch zum niedern Adel rechnen wollte, und zweitens aus dem Umstande, daß er von Jugend auf nicht bei seinen Verwandten war, daher wohl keinen Grund haben konnte, sich über deren Theilnahmlosigkeit zu beklagen. Einen noch entschiedenern Eindruck macht ein Spruch (VI.), in welchem er ausdrücklich sagt, „daß alle Menschen Brüder und gleichen Ursprungs seien, daß Niemand den Herrn von dem Knechte unterscheiden könne, wenn man ihr Gebein sähe, selbst wenn man sie im Leben gekannt hätte." Wo ist ferner unter allen Dichtern adelichen Stammes ein Einziger, der über die politischen Verhältnisse, über die Beziehung zu Rom so freimüthig, so keck gesprochen hätte, wie Walther in so vielen Gedichten gethan? So lange sich unter ihrer zahlreichen Schaar keiner findet, der so muthig, so offen, so frei gesprochen hat, so lange dieser Freimuth, diese Vaterlandsliebe nur bei Sängern bürgerlichen Standes angetroffen wird, wird man auch Walther zu denselben rechnen müssen.

Aber Walther spricht es selbst wenigstens zweimal aus, daß er nicht zum Adel gehöre. In einem tiefgefühlten Gedichte seiner spätern Jahre (VII.) heißt es nämlich: „Ich will auch am Stabe mit unverzagter Bemühung um Würdigkeit streben, wie ich seit meiner Kindheit gethan: so bin ich doch, wie niedrig ich auch sei, der Werthen Einer, in meiner Weise

---

[1]) „Schildes ambet ist min art:
swâ man ellen sî gespart,
zwelfhin mich nimmet umbe ane,
nû dunket mich ir witze krane."
(Parzival 115, 11—14 bei Lachm. S. 64. b.)

[2]) Tristan u. Isolt
V. 4693 f. (bei Mathmann S. 118. a):
„Jâ ritterlichiu zierheit,
diu ist nû manege wîs beschrîben
und ist mit rede nû zerrîben,
daz ich niht kan gereden dar abe,
dâ von kein herze vröude habe."
und Vers 5134 f. (bei Massm. S. 127. b):
„Wie se aber von ringe liezen gân
wie si mit schæften stæchen,
wie vil si der zerbrwchen,
daz zuin die gerzône sagen,
die hulfen ez zesamene tragen."

edel genug. Das verdrießt die Niedern; ob mir das schadet? O nein! Die Werthen haben mich desto lieber. Die dauernde Achtung ist so gut, daß man ihr das höchste Lob geben muß: es war nie ein hofgemäßeres Leben, als wer bis zum Ende recht handelt." Der Ausdruck „wie niedrig ich auch sei" (swie nider ich si) kann sich doch wohl nur auf seinen bürgerlichen Stand beziehen und nicht auch als Aeußerung der Demuth erklärt werden, da er ja gerade mit schönem Selbstbewußtsein von seinem innern Werthe spricht. Pfeiffer erblickt darin umgekehrt den Beweis, daß er von niederm Adel, aber doch stolz auf denselben gewesen sei. Das liegt aber sicherlich nicht darin, wie aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden erhellt. Wollte man diese Stelle anders auffassen und die Ausdrücke „nider" und „der werden ein" auf den Adel beziehen, so würde sie vollständig inhaltlos und sogar lächerlich erscheinen. „Ich will auch am Stabe mit unverzagter Demüthung um Würdigkeit streben, wie ich seit meiner Kindheit gethan. So bin ich, wenn auch von niederm Adel, doch ein vornehmer Mann, in meiner Weise edel genug."

Ganz schlagend, dünkt mich, ist endlich eine Stelle in dem schon oft erwähnten schönen Heimatsliede (II.). Nachdem der Dichter voll Wehmuth auf seine verschwundenen Jahre zurückgeblickt, geht er auf die traurigen Zustände der Zeit über, für welche er ein einziges Heilmittel sieht, die Befreiung des heiligen Grabes. Deshalb ruft er den Rittern zu, daran zu denken; „wäre ich solches Sieges werth," fügt er hinzu, „wollte ich die ewige Krone erwerben, die sogar ein Söldner mit seinem Speer erjagen könnte." Es ist offenbar, daß sich der Dichter hier nicht bloß den Rittern, sondern sogar allen denen entgegensetzt, welche Waffen tragen, selbst den Söldnern, welche mit den Waffen umzugehen wissen. Dieß könnte und würde er aber gewiß nicht thun, wenn er von adelicher Herkunft wäre, da ja auch der unbedeutendste Edelknecht mit der Handhabung der Waffen bekannt gemacht wurde, wenn er auch sonst Nichts lernte und Nichts wußte. Nur Einer, der das Waffenhandwerk nicht kannte, nur Einer, der weder ein Ritter noch auch von adelichem Geschlechte war, konnte so sprechen, wie Walther in der angeführten Stelle. Daß er doch einen Kreuzzug mitmachte, beweist Nichts gegen diese Erklärung. Denn erstens haben wir keinen Grund, anzunehmen, daß er als Kämpfer mitzogen sei, und ich glaube auch nicht, daß er als solcher der Kreuzfahrt beigewohnt hat, da er schon alt war; und übrigens würde er dieß gewiß auch im Kreuzliede (I.) angedeutet haben. Aber selbst angenommen, daß er im gelobten Lande die Waffen getragen und mitgekämpft habe, so darf man nicht vergessen, daß er erst sechszehn oder siebenzehn Jahre nach Abfassung des Heimatsliedes „die liebe Reise über See" gemacht hat, nachdem er zuvor ein Lehen erhalten hatte und wohl auch in den Ritterstand erhoben worden war, eine Auszeichnung, die er nicht seiner Geburt, nicht seiner kriegerischen Thätigkeit, sondern seinem dichterischen Talent zu verdanken hatte, und die ihm vielleicht zu Theil geworden war, als ihn Friedrich II. zum Erzieher des jungen Fürsten Heinrich ernannt hatte.[1]) Daß er aber zur Zeit, als er das Heimatslied dichtete (und dieß ist ein weiterer Grund, es in eine frühere Zeit zu setzen, als man allgemein annimmt), weder Ritter war, noch zum Adel, selbst zum niedrigsten, gehörte, geht zweifellos aus dem Wortlaute des Liedes selbst hervor. Der Dichter spricht so klar, so entschieden, daß nur die einmal gefaßte Meinung, er sei von Adel und ein Ritter gewesen, den in seinen Worten liegenden Gegensatz unbeachtet lassen konnte. „Daran gedenkt, ihr Ritter, es ist Eure Sache; ihr habt Helme, Schilde, Schwerter. Wäre ich des Sieges werth, so wollte ich, armer Mann, reichen

[1]) Vaßis a. a. O. S. 18 ff.

Sold verdienen. Ich meine nicht Hufen Landes, noch der Herren Gold: ich wollte selber Krone ewiglich tragen, die sogar ein Söldner mit seinem Speer erwerben konnte. Dürfte ich die liebe Reise über See machen, so wollte ich dann singen: Wohl! und nimmermehr o Weh!" — Es ist doch klar: er ist kein Ritter, er hat keinen Helm, kein Schild, kein Schwert; deshalb kann er nicht mit den Rittern zum Siege ziehen; ja nicht einmal mit den Söldnern, denn er kann nicht wie diese den Speer handhaben. Wackernagel (a. a. O. 2, 196) ist der Meinung, es habe Walthern an den äußern Mitteln gefehlt, um die Reise zu machen, und beruft sich dabei auf die Worte: „ich armer Mann" (ich nôtic man); jedoch glaube ich nicht, daß der Ausdruck „arm" hier streng in der Bedeutung von „bedürftig" genommen werden darf; vielmehr steht er im Gegensatz zum folgenden „reichen Sold", worunter, wie sich sogleich nachher ergibt, die ewige Seligkeit zu verstehen ist: dieser gegenüber nennt er sich arm. Oder es bezieht sich dieses Wort auf das Vorhergehende: „Wäre ich des Sieges würdig," und es kann alsdann nur besagen, daß er die „liebe Reise" nicht antreten kann, weil er kein Ritter, kein Krieger ist. Wackernagel fügt noch Etwas hinzu, was die von mir ausgesprochene Ansicht zu bestätigen scheint. „Walther zweifelt, die Worte genau genommen (wolle got, wær ich des sigenunfte wert), nicht ob ihn Gott des Streites, sondern ob er ihn des Sieges werth halte; mit dem Siege aber scheint in höherer Bedeutung ein ritterlicher Tod gemeint zu sein, der die Krone des ewigen Lebens erwirbt, ein Preis, den auch der Geringste verdienen mag." Warum sollte ihn Gott aber eines ritterlichen Todes nicht für würdig halten, wenn er doch ein Ritter war? doch wohl nicht, weil er arm war? Uebrigens glaube ich nicht, daß in den angeführten Worten der Sinn liegt, den Wackernagel darin findet, daß nämlich Gott ihn nicht des Sieges werth halte; das „wolte got" ist nichts Anderes, als ein Ausruf, der das Folgende einfach verstärkt, was Simrock (a. a. O. 2, 101) auch richtig übersetzt: „Wollte Gott, ich wär für ihn zu streiten (siegen) werth!" [1]) — Ich wiederhole es, in der angeführten Stelle liegt ein unverkennbarer Gegensatz, der seine einfache Erklärung nur dann findet, wenn man die bürgerliche Herkunft Walthers annimmt, für welche, wie eben dargethan wurde, noch andere, gewiß nicht unbedeutende Gründe sprechen, wogegen man für die Behauptung, daß er adelichen Geschlechts gewesen, in der That nur das Wörtchen „hêr" anführen kann, das, wie gezeigt worden, an sich eine Beweiskraft nicht hat.

Ueber Walthers Heimat bemerken seine Zeitgenossen und die nachfolgenden Dichter und Chronisten Nichts; selbst die alte Vorrede zu dem Meistergesang Leupolts von Hornburg in der Würzburger Liederhandschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. [2]), welche berichtet, daß Walther zu Würzburg bei dem Neuen Münster im Grashof begraben liege, enthält keine hierher bezügliche Andeutung. Ebenso wenig findet sich hierüber in der oben mitgetheilten Grabschrift und in der zuerst von Oberthür [3]) mitgetheilten Stelle aus einer alten Würzburger Chronik. C. Spangenberg, der ihn im „Adels-Spiegel" [4]) unter den sechs Meistersängern am Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen („die da gutes Adels gewesen") als

[1]) Pfeiffer ist der Ansicht (a. a. O. S. 34), nur des Alters Gebrechlichkeit könne ihn von der Theilnahme am Kreuzzuge abgehalten haben; allein in dem Heimatsliede liegt durchaus Nichts, was diese Vermuthung irgend begründen könnte, welche sich bloß darauf stützen kann, daß das Gedicht aus den spätesten Jahren Walthers stammen kann, was gewiß der Fall nicht ist. Aber wenn es auch so wäre, würde sich der Schluß, den Pfeiffer daraus zieht, immer noch nicht rechtfertigen lassen.

[2]) Hagen MS. 4, 661. a. — [3]) Die Minne- und Meistersänger aus Franken. Würzb. 1818. S. 30.

[4]) Schmalkalden 1591. Fol. Th. 2. Bl. 172. a.

Walther von der Heyde oder von der Vogelweide anführt, weiß ebenfalls Nichts von seiner Heimat. In seiner Schrift „Von der Musica und den Meistersängern“ [1]) wiederholt er (S. 121) diese Nachricht [2]), und fügt (S. 124) hinzu: „Herr Walther von der Vogelweyde: Ist auch der Sänger einer Ahn Landgrauen Hermanns Hoff Zu Wartberg vber Jfenach gewesen, würdt In Etzlichen Büecheren Walther von der Heyde vnnd ein Landtherr genannt; sonsten habe ich nichts mehr in Schrifften von Jöme funden.“ Unter diesen Schriften ist wohl zunächst der alte Meistergesang aus dem Ende des 16. Jahrh. gemeint, in dessen dritter Strophe Walther „ein Landherr aus Böhmen“ genannt wird [3]). Wo er „von der Heyde“ genannt wird, habe ich nicht ausfindig machen können [4]); es müßte denn der Meistergesang „Die zwelf altten Meister im Rosengarten“ aus dem 15. Jahrh. sein, in welchem er jedoch „von der Wit“ genannt wird [5]). Daß Walther weder ein „Landherr“, noch aus Böhmen war, noch von der Heyde hieß, braucht nicht erst begründet zu werden, und so findet sich eigentlich keine Nachricht von seiner Heimat bis auf Goldast herab, der ihn für einen Schweizer und zwar für einen Thurgauer erklärte. Diese Ansicht galt bis auf unsere Zeiten, wo sie verlassen und von den Einen Oesterreich, von den Andern Franken für Walthers Heimat ausgegeben wurde [6]). Ehe ich zur Begründung der ältern Ansicht übergehe, die auch die meinige ist, sei es mir erlaubt, die entgegengesetzten Meinungen zu prüfen.

Wenn ich nicht irre, war es Lachmann, der zuerst Walthers Heimat in Oesterreich suchte; später bekannten sich auch Karajan [7]) und Daffis (a. a. O. S. 1) zu dieser Meinung. Er legte vorzüglich darauf Gewicht, daß Walther an einer Stelle sagt, „er habe in Oesterreich singen und sagen lernen“ [8]). Schon Uhland hat (a. a. O. S. 13) erkannt, daß darin eher das Gegentheil liege; Pfeiffer hat (a. a. O. S. 3 ff.) die Unstatthaftigkeit dieser und aller übrigen von Lachmann vorgebrachten Gründe von Walthers österreichischer Abkunft so vollständig und gründlich nachgewiesen, daß gewiß Niemand mehr jene Ansicht theilt und es daher ganz überflüssig wäre, nochmals darauf einzugehen. Dagegen hat die Meinung, daß Walther aus Franken stamme, jetzt, wie es scheint, große, wenn nicht allgemeine Verbreitung gefunden. Zuerst wurde sie, glaube ich, von Oberlin in der schon angeführten Schrift ausgesprochen; derselben trat später Wackernagel bei, der sie in den Anmerkungen zu Simrocks Uebersetzung verfocht und auch in seiner bekannten Antrittsrede [9]), sowie in seiner Literaturgeschichte (S. 241) festhielt. Auch von der Hagen (4, 161. a) neigt sich zu dieser Ansicht, welche in der neuesten

[1]) Herausg. v. Aretbert von Keller. Stuttg. 1861.

[2]) Von den sechs „Sängern“ sagt er: „Alle Ritterlichen Ordens, darrfere, schöne, hübsche Männer.“

[3]) Hagen MS. 4, 888 ff. „Der Fünfft Herr Walther hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß,
Von der Vogelweyd war
Schön.“

[4]) Zedler, Universallexikon 12, 1122 beruft sich einfach auf Gyr. Strangenberg.

[5]) Hagen MS. 4, 888 a. „Herr Walther von der Wit,
dem zir sogit dem was so sach,
im reien wol er ires.“

[6]) K. Ludwig von Bayern will ihn zu einem Rheinländer machen (Walhalla S. 10); worauf sich diese Meinung stützt, ist mir unbekannt, vielleicht darauf, daß Walther ein Schüler Reinmars war und daß dieser lobgleich vielleicht mit Unrecht) für einen Rheinländer gehalten wird.

[7]) Ueber zwei Gedichte Walthers von der Vogelweide, Wien 1851, worin meist Lachmanns Gründe wiederholt sind. — [8]) „Ze Oesterriche lernt ich singen unde sagen.“ (Lachm. 32, 14. Wack. 29, 7.)

[9]) Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Bas. 1833. (S. 13 u. 33 Anm. 54.)

Zeit Pfeiffer am ausführlichsten begründet hat. Da er auch die Gründe seiner Vorgänger annimmt, denen er neue beifügt, so wird es am zweckmäßigsten sein, um Wiederholungen zu vermeiden, seine Schrift der weitern Untersuchung zu Grunde zu legen, wobei ich mir jedoch vorbehalte, an passender Stelle auch einzelne Bemerkungen Wackernagels zu besprechen.

Lachmann hatte Walthers österreichische Abkunft auch aus dem Spruch „Fest zu Nürnberg“ (VII.) nachweisen wollen, indem er behauptete, der darin vorkommende Ausdruck: „unser heimischen fürsten“, bezeichne die österreichischen. Nachdem Pfeiffer unwiderleglich dargethan, daß diese Auslegung falsch sei, erklärt er sich dahin, daß der erwähnte Ausdruck sich auf den fränkischen Adel beziehe. Es ist dieß ohne Zweifel vollkommen richtig, sowie er auch darin Recht hat, daß unter dem Hoftag, um welchen es sich in dem genannten Spruch handelt, der am 23. Juli 1224 gemeint ist [1]). Aber daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß Walther ein Franke gewesen sei, scheint mir bedenklich. „Nach ihrer Milte“, sagt der Dichter, „fragt das fahrende Volk; das kann wohl spähen, die sagten mir, ihre Mantelsäcke schieden leer von dannen. Unsere heimischen Fürsten sind so boßgemäß, daß Leopold allein geben müßte, wenn er nicht ein Gast da wäre.“ Lachmann bezieht das „unser“ auf die Fahrenden, und nicht auf Walther, und es hat diese Erklärung viel für sich, weil der Dichter diese unmittelbar vorher genannt hat. Auch Pfeiffer (S. 6) weist diese Erklärung nicht ab, wenn er sagt: „der Dichter oder die Fahrenden sind es,“ die den Herzog Leopold entschuldigen, daß er Nichts gegeben habe. Ist aber diese Erklärung richtig, so kann die Stelle natürlich nichts für Walthers Herkunft beweisen. Man kann jedoch das „unser“ auch auf Walther selbst beziehen. Nachdem er nämlich die Klage der Fahrenden angeführt, schließt er den Spruch mit dem bittern Spott auf den Geiz der heimischen Fürsten. Aber auch dann liegt in dem „unser“ noch kein Beweis, daß er von Geburt ein Franke gewesen sei. Im J. 1224 hatte Walther schon vor geraumer Zeit sein Lehen erhalten. Worin dieß Lehen bestand, weiß man freilich nicht, ebenso wenig, wo es lag; allein da Walther in Würzburg gestorben ist, und da sich in dieser Stadt im Anfang des 14. Jahrh. ein Hof befand, der den Namen „zur Vogelweide“ führte [2]), so wird sein Lehen ohne Zweifel dort oder in der Nähe dieser Stadt gewesen sein. Natürlich wird er, seitdem er sein wanderndes Leben aufgegeben hatte, dort gewohnt haben, wo sein Lehen war, also in Franken, und es ist ganz natürlich, daß er, wenn er von den fränkischen Fürsten sprach, sie als „unser“ bezeichnete. Er war ja durch sein Lehen und seinen Aufenthalt ein Franke geworden, er hatte seinen bleibenden Wohnsitz in dem Lande, und so konnte er den Ausdruck „unser“ vollkommen gut gebrauchen, ohne aus Franken gebürtig zu sein. Es versteht sich ja von selbst, daß man dasjenige Land, in welchem man seinen bleibenden Wohnsitz hat, als das „seinige“ ansieht; und zudem waren die Heimatsverhältnisse damals noch nicht so geregelt als jetzt.

Als weitern Beweis für die fränkische Abstammung Walthers führt Pfeiffer an (S. 9), daß er in Würzburg gestorben und dort begraben liegt. Man hat allerdings keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit dieser Notiz zu zweifeln; nur kann ich der Folgerung nicht beistimmen, daß er auch dort oder in der Nähe geboren sein müsse. Es ist zwar tief in der menschlichen Natur begründet, daß man im Alter die Ruhe, die das bewegte Leben nicht dargeboten, im stillen Port der Heimat sucht; diese allgemeine Neigung als Beweis für einen besondern Fall

[1]) Auch Wackernagel, der früher glaubte, es sei darunter das Fest vom Dec. 1225 zu verstehen (zu Simrock 2, 183), hat sich neuerdings (Walther S. 60) zu Pfeiffers Ansicht bekannt.

[2]) Pfeiffer, a. a. O. S. 10, wo die betreffenden Nachweisungen zu finden sind.

aufzustellen, scheint jedoch allzukühn. Es lassen sich dagegen zwei Gründe angeben, die nach meiner Ansicht keinen Zweifel übrig lassen. Erstlich findet diese Sehnsucht eine Beschränkung bei denen, welche, wie Walther, den größten Theil ihres Lebens außer der Heimat zugebracht haben und in Folge dessen außer aller Verbindung mit derselben gekommen sind; bei denen, die von sich sagen können (II.):

„Liute unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde worden, reht als ez si gelogen:
die mine gespilen wären, die sint træge und alt;
vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt — —
Mich grüezet maneger træge, der mich bekande è wol.

Wenn Solche auch immerhin gern an die Heimat denken, sie voll Liebe im Herzen tragen, entschließen sie sich gewiß nur selten, in dieselbe zurückzukehren, weil sie wohl fühlen, daß die schönen Erinnerungen an die Kindheit und ihr Glück unter den fremd gewordenen Verhältnissen und Menschen nothwendig von ihrer Frische verlieren, bei dem Eisteshauch der Gegenwart verwelken müßten.

Die Sehnsucht nach der Heimat kann aber zweitens schon deswegen nicht als Beweis für Walthers fränkische Herkunft gelten, weil er einen ganz andern Grund hatte, seinen letzten Wohnsitz in Franken zu nehmen. In Würzburg oder in der Nähe war ohne Zweifel sein Leben, das ihm Lebensunterhalt gewährte. Er mußte also dort wohnen, um so mehr, als er sicherlich keine andern Einnahmsquellen hatte, als diejenigen, welche ihm dieses Leben darbot, und diese waren, wie er selbst andeutet, eben nicht sehr beträchtlich.

Aus dem Ausdrucke „unser“ und dem Umstand, daß Walther in Würzburg gestorben ist, läßt sich höchstens der Schluß ziehen, daß er ein Franke gewesen sein könne, niemals aber, daß er einer gewesen sein müsse. Ebenso wenig läßt sich daraus, daß in Würzburg ein Hof „zur Vogelweide“ war, mit Recht schließen, daß der Dichter von dort stammte; dieß beweist höchstens, daß er denselben bewohnt oder vielleicht erbaut und der Hof deshalb von ihm den Zunamen empfangen habe, wie das Haus zu Basel von Konrad von Würzburg. Wenn sich nun Gründe auffinden ließen, aus denen hervorginge, daß er nicht aus Franken gebürtig sein könne, so würden jene Beweismittel von selbst fallen. Pfeiffer scheint anzunehmen, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt, daß Walther das schöne Heimatslied verfaßt habe, als er in die Heimat zurückgekehrt sei, um daselbst seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Läßt sich nun denken, daß er einen solchen Umstand nicht berührt, nicht mit irgend einem Worte angedeutet hätte? Ich weiß wohl, daß man aus der Abwesenheit eines Gedankens nicht unbedingt einen Schluß ziehen kann; allein wenn solche Gedanken, wie der hier bezeichnete und der oben erwähnte bezüglich seines Aufenthaltes im gelobten Lande eigentlich als ganz nothwendig erscheinen, wenn Logik und Stimmung zu denselben drängen müssen, wenn ein so auffallendes Stillschweigen sich zweimal in einem einzigen nicht gar langen Gedicht wiederholt; so ist man wohl berechtigt, aus der Abwesenheit solcher Gedanken zu folgern, es seien die Verhältnisse von der Art gewesen, daß der Dichter sie eben nicht haben konnte, im gegebenen Fall also, daß das Gedicht weder aus den letzten Jahren des Dichters stammt, noch sich auf Franken bezieht.

Wichtiger ist aber folgende Erwägung. Walther sagt, er habe das Land seiner Geburt seit einer so großen Reihe von Jahren nicht gesehen, daß er weder Land noch Leute mehr kenne. Diese Aeußerung kann sich nun eben so wenig auf Franken als auf Oesterreich beziehen,

denn auf seinen Wanderungen von Oesterreich nach Thüringen u. s. w. lag Franken auf seinem Weg, und es ist kaum anzunehmen, daß er bei solchen öfters wiederkehrenden Gelegenheiten nicht in seine nächste Heimat gegangen wäre, wenn er auch einen Umweg von einer oder zwei Tagreisen hätte machen müssen, um in dieselbe zu gelangen, insbesondere wenn man erwägt, daß er gewiß nicht auf einen bestimmten Tag an dem Ort erscheinen mußte, nach welchem er sich begab. Es waren in Franken allerseits der Burgen genug, auf denen er mit seinem Gesang willkommen gewesen wäre. Pfeiffer gibt selbst zu (S. 11), daß Walther vor Abfassung des Gedichtes in Franken gewesen sein könne, freilich, fügt er hinzu, „nur flüchtig, im Gefolge großer Herren, inmitten wichtiger politischer Verhandlungen, die seine ganze Theilnahme in Anspruch nahmen und keine Stimmung in ihm aufkommen ließen, um alte Jugendbekanntschaften zu erneuern oder zu erfrischen.“ Aber wenn man auch die in dieser Stelle angeführten Verhältnisse, unter welchen der Dichter die Heimat wieder gesehen habe, zugeben wollte (ob sie gleich nur als Vermuthungen aufgestellt werden); so darf man doch aus den Voraussetzungen den Schluß nicht ziehen, welchen Pfeiffer daraus folgert. Sollte man auch bei dem raschesten Durchfliegen einer Gegend (ein solches kann aber bei den damaligen Verkehrsmitteln nicht vorausgesetzt werden) nicht im Stande sein, sich einer Stimmung hinzugeben, die durch diese Gegend nothwendig erweckt werden muß? Ist es nicht möglich, selbst bei einem sehr kurzen Aufenthalt, zu bemerken, daß Land und Leute fremd geworden sind? überhaupt alle die Beobachtungen zu machen, die Walther in dem Heimatsliede mittheilt? Wird die Seele, selbst wenn man mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt ist, nicht unwillkürlich von den alten Erinnerungen hingerissen werden müssen? Wird die Anwesenheit selbst der höchsten Herrschaften eine solche Stimmung hindern können? Dieß anzunehmen, hieße sowohl der Beobachtungsgabe als dem Gefühl, ich will nicht sagen des Dichters, sondern eines jeden Menschen zu enge Grenzen ziehen. Walthers Heimat kann, eben weil er ohne Zweifel öfters nach Franken kam, nicht in diesem Lande gesucht werden. Wackernagel hat den Widerspruch, der hierin liegt, richtig gefühlt (2, 194) und hat sich dadurch bewegen lassen, das Gedicht für eine „bildliche, uneigentliche Darstellung“ zu halten. Ich glaube aber nicht, daß sich diese Vermuthung rechtfertigen lasse; das Gedicht ist von Anfang bis zu Ende, obgleich jegliche Andeutung auf ein bestimmtes Land fehlt, doch viel zu objectiv gehalten, als daß man es zu einem bloßen Traumbild machen dürfte. Auch Wilhelm Grimm hält es für unwahrscheinlich, daß Franken Walthers Heimat gewesen sei [1]).

Weil Walther zu wiederholten Malen in Franken gewesen, konnte dieß Land, wie gesagt, nicht seine Heimat sein. Dieselbe muß von den Wegen, auf denen ihn seine vielfachen Wanderungen führten, nothwendig abgelegen gewesen sein, so daß es ihm nicht leicht war, auch mit Aufopferung einiger Tage in dieselbe zu gelangen. Nun kann aber, da Walther sicherlich kein Norddeutscher war, sondern aus dem Süden stammte, nur Schwaben oder die Schweiz seine Heimat gewesen sein, denn Bayern, das er übrigens bereiste, wie aus einem Gedichte hervorgeht [2]), lag ja auf seinem Wege von Oesterreich nach Thüringen. Nach Schwaben scheint keine einzige, auch nicht die leiseste Andeutung zu weisen, wie denn auch Niemand noch an dieses Land gedacht hat. Es bliebe somit nur die Schweiz übrig. Man wäre daher schon berechtigt, dieselbe für Walthers Heimat zu erklären, weil es kein anderes Land sein kann; allein es lassen sich auch positive Gründe dafür anführen.

---

[1]) Vridankes bescheidenheit S. CXVI. — [2]) „Man seit mir ie von Tegersê“. (Lachm. 104, 23. Wack. 55, 1.)

Doch müssen wir zuvörderst untersuchen, ob er zu der Zeit, da er das Heimatslied (II.) abfaßte, in die Schweiz gekommen sein kann. Als Kaiser Otto IV. mit dem Bann belegt wurde, fiel Landgraf Hermann von Thüringen, bei dem sich Walther damals aufhielt, von ihm ab (im Sommer 1211); und da Walther dem Kaiser treu blieb, so verließ er ohne Zweifel den Landgrafen. Daffis glaubt (a. a. O. S. 5), daß er zum Markgrafen Dietrich von Meissen gegangen sei; verhält es sich aber wirklich so, so ist er gewiß nur kurze Zeit dort gewesen (Daffis S. 6. f.). Während der Jahre 1214 und 1215, sagt Daffis (S. 8), muß er ab und zu in Kaiser Otto's Umgebung verweilt haben. Nun kann man ebenso gut annehmen, daß er auch schon 1212 und 1213 ab und zu in dessen Umgebung gewesen sei. Im Sommer 1212 aber zog Otto mit seiner Kriegsmacht Friedrich II. entgegen und gelangte nach Ueberlingen am Bodensee, von wo er über den Schwarzwald nach Breisach eilte. War nun Walther beim Kaiser, so war es eine Kleinigkeit, über den See in den Thurgau zu gelangen, und er wird eine so günstige Gelegenheit nicht versäumt haben, die Heimat wieder zu sehen. Freilich war der Abt Ulrich VI. von St. Gallen ein heftiger Gegner Otto's und Anhänger Friedrichs; doch wird dieß Walther um so weniger abgehalten haben, in die Heimat zu gehen, als der Abt sich damals im Gefolge Friedrichs befand [1]). Jetzt wird auch eine Stelle des Heimatsliedes verständlich: „Vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt," d. h. verbrannt, mit Brand verwüstet ist das Feld, niedergehauen ist der Wald. Diese Ausdrücke setzen doch ohne Zweifel feindliches Verfahren voraus, und zwar aus einer nicht lange vorhergegangenen Zeit. Nun war kurz vorher eine Fehde zwischen dem Bischof von Konstanz und dem Abt Ulrich von St. Gallen entstanden, von welcher J. v. Arx [2]) Folgendes berichtet: „Ulrich bot, um den Bischof für die verübte Feindseligkeit zu bestrafen, eilends seine Kriegsleute auf, belagerte Bischofszell und verwüstete die Besitzungen des Bisthums. Dieses vergalten ihm des Bischofs Kriegsleute mit gleicher Münze, und trieben ihre Verheerungen so nahe an St. Gallen, daß man im Kloster den Gestank des aufsteigenden Rauches spüren konnte, und daß das auflodernde Feuer der angezündeten Häuser die Stadtbewohner blendete."

Wenn dieß Alles auf die Schweiz und insbesondere auf den Thurgau (in der frühern Bedeutung) hinweist, so wird es durch die nahen Beziehungen unterstützt, in welchen Walther zu Personen schweizerischen Ursprungs stand. Nur eine Vermuthung ist es freilich, wenn ich auch Reinmar für einen Schweizer ausgebe, aber eine Vermuthung, die nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist. Es wird zwar allgemein angenommen, daß er ein Rheinländer gewesen sei; allein dieß gründet sich, so viel ich weiß, nur darauf, daß Reinmar von Zweter von sich berichtet, er sei am Rhein geboren. Nun hält man diesen seit Goldast für den Sohn Reinmars des Alten, ohne daß man einen andern Grund dafür anzugeben wüßte, als daß beide eben Reinmar hießen und in Oesterreich lebten, obgleich der Umstand, daß der jüngere einen Geschlechtsnamen führt, den der ältere nicht hat, von dieser Vermuthung hätte abhalten sollen. Dagegen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Reinmar der Dichter ist, den Gottfried von Straßburg als die Nachtigall von Hagenau bezeichnet [3]); man hat ihn daher für einen Elsässer, später für einen Bayern ausgegeben, weil im Elsaß Edle von Hagenau und in Bayern Freiherren oder vielmehr Grafen von Hagenau vorkommen [4]). Allein der Name

---

[1]) Hurter, Innozenz III. Bd. 2 S. 420.

[2]) Geschichten des Kantons St. Gallen Bd. 2 S. 331 f. Vgl. Goldast, Scriptt. rer. alam. I, 133.

[3]) Wackernagel, Literaturgesch. S. 240. — [4]) Hagen MS. I. 138 u. 487 fg.

weist ebenſo gut nach der Schweiz als nach jenen beiden Ländern. Es gibt noch jetzt Hagnauer in der Schweiz, und es tragen im Kanton Solothurn und Baſelland noch jetzt Güter dieſen Namen; im Bezirk Muri des Kantons Aargau findet ſich eine Ortſchaft Hagnau. Nun würde es ſich erklären, warum Walther in ſeiner frühen Jugend nach Oeſterreich gegangen wäre: von ſeines berühmten Landsmannes weitverbreitetem Rufe angezogen, mag er dahin gereist ſein, um unter ſeiner Leitung die Kunſt des Geſangs zu erlernen.

Wenn dieſes Verhältniß nur als eine Vermuthung hingeſtellt werden kann, ſo iſt die Beziehung Walthers zu einem andern ſchweizeriſchen Dichter, zu Ulrich von Singenberg, dem Truchſeſſen von St. Gallen, ganz unzweifelhaft. Ulrich hat ihn mehr als irgend ein anderer Dichter zu ſeinem unmittelbaren Vorbild genommen: viele ſeiner Lieder lehnen ſich geradezu an Gedichte Walthers, bald ihrem Inhalt nach, bald in Bezug auf die Form [1], und er iſt auch der Einzige, der einen Klagegeſang über des großen Dichters Tod angeſtimmt hat [2]; und wenn auch in dieſer Klage ein perſönliches Verhältniß nicht geradezu ausgeſprochen iſt, ſo ſcheint doch ein ſolches aus jedem Wort des tiefgefühlten Gedichtes hervorzugehen. Da nun nicht bekannt iſt, daß Ulrich ſich jemals an den Höfen von Thüringen oder Oeſterreich, oder in Franken oder ſonſt an irgend einem Ort aufgehalten habe, wo Walther längere Zeit gelebt; da aber ſicher iſt, daß dieſer ſeine Heimat nach langer Abweſenheit wieder beſucht habe, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß Walther den jüngern Dichter bei dieſer Gelegenheit habe kennen lernen. Und da Walthers Beſuch doch wahrſcheinlich nicht auf wenige Tage beſchränkt geweſen ſein wird, ſo wird Ulrich deſſen Anweſenheit wohl nicht unbenutzt gelaſſen haben. Daß auch die äußern Verhältniſſe dafür günſtig waren, wird ſich bald zeigen.

Goldaſt iſt der Erſte, welcher Walther für einen Schweizer und zwar für einen Thurgauer erklärte; leider iſt mir das Buch nicht zugänglich, in welchem die betreffende Stelle ſteht [3]). Aus ihm hat ohne Zweifel der Fortſetzer von Stumpf ſeine Nachricht wenigſtens zum Theil

---

[1]) S. m. Literaturgeſchichte 1, 67.

[2]) „Uns iſt unſers ſanges meiſters an die vart.“ (Walther von Wackernagel S. 246.)

[3]) Replicatio pro Sac. Cæsarea et regia Francorum majestate, illustrissimisque Imperii Ordinibus etc. instituta a Melchiore Goldasto Haiminsfeldio etc. etc. Hanov. 1611. — Als ich ſchon abgeſchloſſen hatte, erhielt ich von meinem gelehrten Freund Schäfer in Bremen, an den ich mich mit der Bitte gewendet hatte, die betreffende Stelle nachzuſehen, folgende Auskunft: Pag. 281 (in cap. XXVIII.: „De Ottonis I. Imp. Synodo Romana et damnatione Joannis XII. Papae“) erwähnt Goldaſt, daß ſein Gegner Parricida ſich in ſeiner Rechtfertigung des Paſtes auf eine Stelle im Wimpheke bezogen habe, und bemerkt dazu, daß er mit andern Citaten „ex pretiosissimo aureae antiquitatis cimelio, quod in serenissa. Electoris Palatini palatio Heidelbergensi adservatur“ deſſen desiderium nach ſolchen Stellen entgegen kommen wolle. „Et primo loco occurrit Walther von der Vogelweide (sic), popularis meus et Caesaris Philippi Consiliarius domesticus.“ Nun folgen auf pag. 281 — 286 Stellen aus Walther, welche gegen den Papſt und deſſen Anmaßungen gerichtet ſind, dann auf den folgenden Seiten ähnliche aus Reinmar von Zweter, aus dem Marner, Meiſter Sigeher und dem „Thanzler“, worauf Goldaſt pag. 292 fortfährt: „Finem faciat idem, qui principium dedit, Walther von der Vogelweid (sic), popularis meus.“ Daraus geht hervor, daß nicht Goldaſt (1611), ſondern der Fortſetzer von Stumpf (1606) zuerſt von Walthers thurgauiſcher Abkunft berichtet hat. Doch iſt es nichts deſto weniger wahrſcheinlich, daß die Nachricht zuerſt von Goldaſt ausging, da er die Pariſer Handſchrift in Händen hatte und ſchon 1604 gekannt haben muß, in welchem Jahr ſeine Paraenet. vett. erſchienen. Es iſt dieß auch ſchon deshalb zu vermuthen, weil er ſelbſt ein Thurgauer war und er ohne Zweifel über Walther Nachforſchungen angeſtellt hatte; auch ſchrieb er die „Replicatio“ nicht in der Schweiz, die er 1606 verlaſſen hatte. Vielleicht ließe ſich in Goldaſts Handſchriften, welche in Bremen aufbewahrt ſein ſollen, Weiteres finden. Möchte mein Freund Schäfer, dem ich für ſeine ſchnelle Erfüllung meiner Bitte auf das Herzlichſte danke, Muße finden, jene Handſchriften näher einzuſehen.

geschöpft [1]), sowie auch Opitz [2]), auf welchen sich hinwiederum Wiedeburg [3]) beruft. Andere haben sich auf Stumpf gestützt, so Grasser [4]) und dann Bodmer [5]), dem wieder die Spätern nachgefolgt sind. Um für die weitere Untersuchung eine geeignete Grundlage zu finden, ist es nöthig, die Stelle aus Stumpf herzusetzen. In der ältern Ausgabe seiner Chronik (1586) heißt es: „Die Berneggk sampt der Burghalden vnd allen zugehördt verkaufft er (Abt Ogloff Blarer von St. Gallen) erblehens weyß (1430) Hannsen Vogelweydern, eim Burger, vmb ein summ, die er järlich verzinsen sollte.“ Die spätere Ausgabe (von 1606) erhielt folgenden Zusatz: „Sonst ist Vogelweide ein alt Schloß geweßt im obern Thurgau gelegen; davon berümpte Leute kamen an der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther von der Vogelweide war ein frommer, biderber, notthaffter Ritter, an Keysers Philippi Hof: wie solchs bezeuget sein selbst sein eigen Lied in einem uralten Buech unter Keyser Heinrich und König Cunraden dem jungen geschrieben: darinnen auch sein Wappen abgemalet, hat aber nichts mit diesem gleichs“ [6]). Da man nun keine Burg Vogelweide ausfindig machen konnte, so glaubte man später, daß diese Stelle nur auf Veranlassung der gerade damals aufgetauchten Pariser Handschrift „eingeschwärzt“ worden sei, um so mehr, als der gelehrte Geschichtsschreiber des Kantons St. Gallen, J. v. Arx, auf Uhlands dießfallsige Anfrage geradezu erklärte, daß er sehr bezweifle, ob Walther von St. Gallen sei, da das Geschlecht nie in ältern Zeiten vorkomme, sondern erst im 15. Jahrh., wo von allen Orten her Leute sich in St. Gallen ansiedelten [7]). Diese so entschiedene Aeußerung bewog selbst Uhland, der sonst geneigt gewesen wäre, Walther für einen Thurgauer zu halten (a. a. O. S. 8), dessen schweizerische Herkunft in Zweifel zu ziehen; alle Spätern wiesen, wie schon berichtet, diese Ansicht gänzlich zurück, wie mir scheint, deswegen voreilig, weil doch Vogelweider auch vor 1430 in St. Gallen gewesen sein konnten, wenn sie auch nicht urkundlich nachzuweisen waren. Die Thatsache, daß sie im 15. Jahrh. in St. Gallen vorkamen und der Umstand, daß man sonst kein Geschlecht dieses Namens kannte, das auch nur im Entferntesten mit dem Dichter in Beziehung gebracht werden konnte, war doch zu bedeutend, als daß man die Sache so leicht als abgemacht hätte halten sollen. Durch die oben entwickelten, aus Walthers Dichtungen entnommenen Gründe zur Ueberzeugung gelangt, daß er dennoch aus der Schweiz stamme, suchte ich, auch noch weitere äußere Beweise aufzufinden. Ich wendete mich daher an Herrn Professor Scherer, der durch seine schönen Arbeiten über die St. Gallischen Handschriften der gelehrten Welt bekannt ist, mit der Bitte, in den etwa in St. Gallen vorhandenen Handschriften Goldasts oder seines Freundes Barth. Schobinger nachzuforschen, ob sich irgend eine Andeutung über Walther fände. Er entsprach meinem Gesuch mit der mir schon öfters bewiesenen Gefälligkeit. Zwar fand er Nichts, das irgend eine Auskunft hätte geben können; dagegen hatte er die Güte, mich mit Herrn Aug. Näf, Präsidenten des Verwaltungsraths in St. Gallen bekannt zu machen, der auf verschiedenem Wege zu der nämlichen Ueberzeugung gelangt war wie ich. Mit einer nicht genug zu rühmenden Bereitwilligkeit theilte mir derselbe seine aus St. Gallischen Urkunden und Chroniken gezogenen Notizen mit, und erlaubte

[1]) Chronik. Ausg. v. 1606 Bl. 375. b. — [2]) Von der Poeterey. Brieg 1624 (Ausg. v. Bodmer) S. 23. und Annotatt. in rhythmum de S. Annone (bei Bodmer S. 276.).

[3]) Nachrichten von einigen alten deutschen Manuscripten. Jena 1754 S. 63. Wiedeburg beruft sich auch auf A. G. Rothe's Teutsche Poesie, welche ich nicht kenne.

[4]) Schweizerisch Heldenbuch. Basel 1624. S. 44 f. — [5]) Proben S. XXXIII.

[6]) Es ist nämlich das Wappen der St. Gallischen Vogelweider beigegeben.

[7]) Uhland a. a. O. S. 90 Anm. 6.

mir sogar, davon Gebrauch zu machen, wofür ich ihm meinen wärmsten Dank ausspreche. Da er sie selbst in seiner „Chronik des Kantons St. Gallen" bekannt machen wird, so theile ich hier nur das Wesentlichste und dieß nur in der kürzesten Fassung mit.

Die Vogelweider kommen nicht erst 1430 vor, wie J. v. Arx behauptet, sondern schon über ein halbes Jahrhundert früher. Kuoni Vogelweider zu Wälde verkaufte 1377 Holz und Wiesen dem Siechenspital zu St. Gallen. Ein anderer des Namens fiel bei Sempach 1386 nebst andern St. Gallern [1]). Der erstgenannte Kuoni war 1391 Rathsherr und überließ Wälde nebst einem Garten 1404 seinem Sohn Rudolf, dem 1413 Abt Heinrich von Gundelfingen und 1420 der nachfolgende Abt Heinrich von Mannsdorf das Lehen des Hofes zu Wälde bestätigten. Rudolf überließ in diesem Jahre seinem Sohn Hans das Lehen „der Vogelweiderberg", was der nämliche Abt ebenfalls bestätigte. Die Vogelweider waren zugleich schon frühe Besitzer des Hofes zu Straubenzell.

Es scheint, daß sich der Name nicht weiter hinauf verfolgen läßt; aber es tritt ein Umstand ein, der dieß erklärt. Wälde, jetzt ein Weiler in der Kirch- und politischen Gemeinde Häggenswyl, Bezirks Tablat, Kantons St. Gallen, hart an der Grenze des jetzigen Kantons Thurgau, auf einer Anhöhe in milder, baumreicher Gegend gelegen, war ursprünglich eines jener festen Häuser, die man „Berchfrid" nannte: ein breiter, hoher Mauerstock, darauf ein aus Balken zusammengefügter Ueberbau, und ist noch jetzt in Hauptform und Grundlage vorhanden. Dieses besaß vor 1272 Walter Uoli oder Voli, welcher von seinem Hofe in Straubenzell [2]) eine Jahrzeit im Münster zu St. Gallen stiftete [3]). Ein Hugo Uoli war 1305 Zeuge bei Verkauf des Schlosses Bernang. Dieser Hugo Uoli und dann Stephan und Hans Uoli waren 1313 Besitzer von Wälde, welches Abt Heinrich auf ihren Wunsch aus einem Erblehen in ein rechtes Lehen umwandelte. In einer Urkunde von 1350 kommt ein Bernhard Böli vor [4]). Von jetzt an verschwinden zwar die Uoli, aber nun treten eben die Vogelweider als Besitzer von Wälde und des Hofes von Straubenzell auf [5]). Es kann der Besitz von zwei verschiedenen in verschiedenen Gegenden gelegenen Gütern kaum anders erklärt werden, als daß die Uoli und die Vogelweider ein und dasselbe Geschlecht sind. Woher kommt aber dieser zweite Name? Wie die damaligen Fürsten überhaupt, so ließen auch die Aebte von St. Gallen eigene Gehege für

---

[1]) Beschreibung der Schlacht bei Sempach mit den Wappen der drei Gefallenen. Handschrift der Stadtbibliothek in St. Gallen.

[2]) Politische Gemeinde im Bezirk Gossau des Kantons St. Gallen.

[3]) „Febr. V. Idus. Waltherus Voli, de inferiori Curia Straubincelle, quam habet Hugo Voli." In den Ephemerides Monasterii St. Galli (bei Goldast, script. rer. alam. 1770. I, 94. u.), welche im J. 1272 von einem Herrn von Tanfurg geschrieben wurden.

[4]) J. v. Arx a. a. O. 1, 172 Anm. 6.

[5]) Man darf wohl vermuthen, daß sich noch weitere Urkunden finden lassen, welche das Sachverhältniß noch sicherer stellen. Indem ich eben deshalb in Hallers „Bibliothek der Schweizer-Geschichte" nachschlug, in der Hoffnung, irgend einen Fingerzeig zu weitern Forschungen zu finden, wurde ich durch die Angabe einer gedruckten, aber, wie es scheint, noch wenig bekannten Sammlung St. Gallischer Urkunden überrascht (Bd. III. Nr. 1332), welche in 26 Foliobänden an 10.000 Urkunden vom J. 678 bis 1690 enthält. Dieselbe findet sich im Staatsarchiv von Zürich. Ich ersuchte den Herrn Staatsarchivar Hotze, mir die Bände zu schicken, welche sich auf den Zeitraum von 1150—1377 beziehen; allein dieß war unthunlich, da die Urkunden in der willkürlichsten Reihenfolge durcheinander geworfen sind. Dagegen hatte Herr Staatsarchivar Hotze die außerordentliche Gefälligkeit, die Sammlung selbst durchzusehen, wofür ich ihm zum lebhaftesten Dank verpflichtet bin. Zwar fand er darin nichts Neues, doch bemerkt er mir, er möchte nicht behaupten, daß weitere Nachforschung nicht noch das Eine und Andere zu Tage fördern könnte.

den Vogelfang, Weideplätze für Fasanen und andere für die Tafel bestimmte Vögel unterhalten. Solche Gehege und Weideplätze hießen im Althochdeutschen Fogilweida [1]). Eine solche Vogelweide war ohne Zweifel das Lehen Walde, was durch den Namen „Vogelweiderberg“ bestätigt wird. Die Lehensträger waren daher Vogelweider und wurden wohl schon in frühern Zeiten im Munde des Volkes darnach benannt, wenn sie auch noch nicht rechtlich so hießen, was erst später der Fall war. Es hat nun nichts Auffallendes, daß sich Walther so nannte, vielleicht Anfangs sogar nur Vogelweid, wie er bei Wolfram heißt (s. o.). Auch läßt sich vollkommen gut erklären, warum der Fortsetzer von Stumpf von einer Burg sprechen konnte; er meinte darunter eben jenes Wälde, dessen Bau burgähnlich war, weshalb er auch Walther für einen Adelichen hielt, während die Lehensträger von Wälde offenbar nicht zum Adel gehören konnten. Jetzt erhält auch das Verhältniß des Truchsessen von St. Gallen zu Walther Bedeutung und Erklärung: seine Stammburg Singenberg (an der Sitter) liegt kaum 2 Stunden von Wälde entfernt. Es war diese Gegend überhaupt eine sangreiche, wenn ich mich so ausdrücken darf. In einer Entfernung von wenigen Stunden liegen die Burgen Eppishausen, Blidegg, Singenberg, Ramschwag, Tischlishausen, Mammertshofen und Steinach, welche sämmtlich an alte Sänger erinnern. Beinahe in der Mitte derselben liegt Wälde, als ob sie sich um dasselbe geschaart hätten, wie die Dichter um Walther.

Das Wappen der Vogelweider, um auch diesen Punkt zu berühren, drei Sterne in einem schrägen Balken [2]), ist zwar von dem gänzlich verschieden, welches die Pariser Liederhandschrift Walthern beilegt (ein grüner Vogel in einem Käfig, welcher, wunderlich genug, auch als Helmaufsatz erscheint); allein es ist dieß Wappen offenbar mit Bezug auf den Namen erfunden. Uebrigens ist es bekannt, daß der Pariser Codex den Dichtern öfters ganz andere Wappen beilegt, als ihnen urkundlich zukommt, wie z. B. Schmeller bei Wolfram von Eschenbach nachgewiesen hat. Daß Walthers Wappen erst von dem Schreiber der Handschrift erfunden worden ist, ergibt sich auch daraus, daß die ältere Weingartner Handschrift dem Dichter kein Wappen beilegt, woraus zu entnehmen ist, daß dasselbe eben nicht allgemein bekannt war; auch ist wohl nicht ohne Bedeutung, daß, während im Pariser Codex das Schwert an den Knien des Dichters lehnt, es im Weingartner seitwärts gestellt ist.

Wenn ich das, was ich über Walthers Herkunft und Heimat gesagt habe, überblicke, so scheint es mir, daß Alles im besten Zusammenhange mit einander steht. Daß er bürgerlichen Standes war, geht aus dem Geiste seiner Dichtungen hervor: seine ganze Welt- und Lebensansicht hat ein bürgerliches Gepräge und unterscheidet sich wesentlich von der der adelichen Dichter, wogegen sie mit der der bürgerlichen Meister vollkommen übereinstimmt. Er selbst spricht von seinem niedrigen Stande und setzt sich den Rittern, überhaupt den Adelichen in solcher Weise entgegen, daß man bei vorurtheilsfreier Betrachtung der Stelle keinen Zweifel an seiner bürgerlichen Abstammung haben kann. Daß er trotzdem Erzieher des Königs Heinrich werden konnte, hat nichts Auffallendes [3]). Seine bürgerliche Herkunft erhält volle Bestätigung, wenn er wirklich ein Thurgauer war. Ein Franke oder Oesterreicher kann er nicht gewesen sein, weil er als Franke oder Oesterreicher nicht sagen konnte, daß er seine Heimat seit seiner Kindheit nicht gesehen habe, was auf den Thurgau vollkommen paßt, wie

---

[1]) S. die Nachweisungen bei Pfeiffer a. a. O. S. 19.

[2]) S. Stumpf, a. a. O., und die oben angeführte handschriftl. Beschreibung der Schlacht bei Sempach.

[3]) Wackernagel, Literaturgesch. S. 102.

auch durch die Stelle „vereitel ist daz velt“ dieses Land in bedeutsamer Weise bezeichnet wird [1]). Und dieser Umstand bestätigt wiederum, daß das Heimatslied nicht erst 1227 und jedenfalls vor seinem Kreuzzuge gedichtet wurde. Nur wenn er ein Thurgauer war, läßt sich sein nahes, gewiß persönliches Verhältniß zu Ulrich von Singenberg erklären, und daß er einer war, bestätigt der schon im J. 1377 urkundlich beglaubigte Name Vogelweider, der aber gewiß schon früher vorkommt, da Kuoni wohl nicht der erste war, der ihn führte. Auch die mysteriöse Burg bei Stumpf wird aus dem Reiche der Fabeln in das der Wirklichkeit zurückgeführt, da sich der Chronist offenbar nur dadurch irre führen ließ, den Hof Wälde durch dessen alterthümliche und feste Bauart für eine Burg zu erklären, wozu ihn noch der Umstand bewogen haben mag, daß er den Dichter für einen Adelichen hielt.

[1]) Vielleicht auch durch die Zeile in II.: „Din wilden vogellin betriebet unser klage.“